



# ORIENTIERUNG

Nr. 1 65. Jahrgang Zürich, 15. Januar 2001

**O**DIE VIELEN LEBEN, die man hätte leben können, diese vielen schrecklichen Leben», sagt Marie Luise Kaschnitz in «Orte» (1973), einem ihrer schönsten Prosabände. Er enthält kurze Reminiszenzen; ganz einfach das, «was mir eingefallen ist in den letzten Jahren, nicht der Reihe nach, vielmehr einmal dies, einmal das, und in eine Ordnung wollte ich es nicht bringen, obwohl doch das Leben seine Ordnung hat, seine Reihenfolge, seinen Anfang, seine Mitte und dem Ende zu ...» Da ist er, der Kaschnitz-Ton: kluge Causerie, leicht und wissend zugleich, immer das Ganze im Auge behaltend und nur im Untergrund ein Strom von Melancholie. An vielen Orten hat diese Dichterin gelebt: in Karlsruhe, wo sie geboren worden ist, in Potsdam und Berlin während der frühen Jahre, auf dem Familiengut Bollschweil (Schwarzwald), dem unvergesslichen Kosmos der Jugend, wo «das Haus der Kindheit» stand, später in Weimar, wo sie sich zur Buchhändlerin hat ausbilden lassen, dann die Jahre in Rom und Königsberg, in Marburg und bei Frankfurt, wohin sie ihren Mann, den österreichischen Archäologen Guido Kaschnitz von Weinberg, begleitet hat. Herzpunkt bleibt wohl in allem Rom. Hier auch schließt sich der Lebenskreis: Marie Luise Kaschnitz stirbt in dieser Stadt am 10. Oktober 1974.

## ... nicht das einzig richtige gesagt

Als «grand lady» wollte sie nicht gelten, dagegen wehrten sich ihre noble Bescheidenheit und ein angeborenes Understatement. Doch hat sie, die Tochter des preussischen Generals Max Freiherr von Holzling-Berstett, das Rüstzeug hierfür besessen. Aus ihrer Herkunft bezog sie eine unverwechselbare persönliche und künstlerische Prägung. Aber sie blieb eine Frau von erfrischender Art, frei von aristokratischem Snobismus, offen für zeitgenössische Malerei und Musik, ebenso für den Film. Ihr Werk erreichte moderne Klassizität, ist zwar relativ spät wahrgenommen, aber schließlich mit zahlreichen Preisen bedacht worden. Lange stand das lyrische Schaffen im Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit. Dabei hat diese Autorin in fast allen Sparten ihr Ausdrucksfeld gefunden: im Hörspiel zumal, aber auch in der kürzeren und längeren Prosa von Roman und Erzählung, sowie in der biographischen Darstellung Eichendorffs und Courbets. Immer wieder wählte sie als Gattungsdefinition ihrer Prosatexte den Begriff «Aufzeichnungen», einen Terminus, der ebenso das Kontinuum wie das Transitorische einschließt. Keine großsprecherische Bezeichnung also – sie hätte dem Wesen dieser Frau zutiefst widersprochen.

Dennoch schlagen jene Vermutungen fehl, die Marie Luise Kaschnitz, äußerlich wohl situiert, in sicheren Bahnen verankert sehen wollen. Vielmehr war sie ein Mensch, der sich Erschütterungen ausgesetzt wußte. Alpträume plagten sie immer wieder, Visionen und merkwürdige Antizipationen eigener Lebensereignisse. Nicht von ungefähr hegte sie ein tiefes Verständnis für die Daseinsnot eines ihrer Freunde, *Paul Celan*. Ihre eigenen Erzählungen, wie etwa «Ja, mein Engel» oder «Eines Mittags, Mitte Juni», decken abgründige Fantasien und Zusammenhänge auf. Schon ihr erster Roman «Liebe beginnt» (1933) entspricht nicht konventioneller Frauenliteratur jener Zeit, sondern schildert einen männlich-weiblichen Konkurrenzkampf, der im Mordversuch am Partner gipfelt. Der weibliche Zorn ist am Werk, ein Zorn darüber, daß die Frau neben dem Mann keine Anerkennung findet und auf schwierigem Weg Selbstbehauptung erlernen muß. Und bereits in der Jugend war die kleine Marie Luise, «das dicke Kind», von wilden Gedanken gepeinigt worden, hatte Rachepläne gegenüber dem kleinen Bruder, dem lang ersehnten Stammhalter, ausgebrütet. Sie selbst hätte dieser Sohn sein sollen (und wohl auch sein wollen!) und fand darüber vermutlich nicht leicht in ihre weibliche Geschlechtsrolle hinein. 1946 schenkte sie dem Freund *Dolf Sternberger* ihr «Fotó mit Pfeife», sie, die später zum Inbegriff der kultivierten Dame geworden ist.

Indessen erscheinen gerade viele ihrer Gedichte glasklar. Nüchtern benennen sie die Schatten, schlackenlos umreißen sie das Schweigen, in das ein Menschenleben mit seinem Denken und Fühlen versinken kann. Nicht «Zaubersprüche» will diese Dichterin

### LITERATUR

... nicht das einzig richtige gesagt: Zum 100. Geburtstag von *Marie Luise Kaschnitz* – Die vielen Leben, die man hätte leben können – Vom Schwarzwald über Königsberg bis Rom – Eine vielseitige Autorin – Visionen und Antizipationen eigener Lebensereignisse – Glasklar geschriebene Gedichte – Meisterin des Schweigens – Das Gedicht «Nicht gesagt» – Fragmentierung als Ausdrucksprinzip.

*Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

### THEOLOGIE/KIRCHE

**Universalkirche, Einzelkirchen und Gesamtkirche:** Zur gegenwärtigen Debatte um das «substitut in» – Die Auseinandersetzung um «Dominus Iesus» – Die Absicht der Konzilsväter – Eine exklusive Deutung ist nicht begründbar – Kirche in der Welt – Konstituiert in der Weitergabe des Wortes Gottes – Verfassung und Ordnung der Kirche – Universales Mittel des Heils – Die Aussagen des Ökumenedekrets des Zweiten Vatikanums – Aufgabe und Ziel aller ökumenischer Arbeit – Die eine Kirche in der Vielfalt der Traditionen.

*Peter Knauer, Frankfurt/M.*

### THEOLOGIE/GESCHICHTE

**Fortschritt und Abgrund:** Erinnerungen an die Zukunft der Moderne Welt (Erster Teil) – Der Jahreswechsel von 2000 – Die Faszination der Zahl Null – Der Blick auf das 19. und 20. Jahrhundert – Die Geburt der Moderne aus dem Geist messianischer Hoffnung – Zwei signifikante Ursprünge der Neuzeit – Die Eroberung der Welt und die wissenschaftlich-technische Macht ergreifung – Christentum tritt als europäische Religion die Weltherrschaft an – Die Erwartung des «Tausendjährigen Reiches» und die Vollendung der Geschichte im «Dritten Reich» des Geistes – Ausbrüche chiliastischer, messianischer und apokalyptischer Hoffnungen – Die Französische Revolution und die Vision der demokratischen Volkssouveränität – Benjamins Bild vom «Engel der Geschichte» – Der Trümmerhaufen der Geschichte und die Katastrophe des Fortschrittes – Die häßliche Unterseite des Messianismus – Herrschaft über die Natur – Die kriegerische Gewalt im 20. Jahrhundert. (Schluß folgt)

*Jürgen Moltmann, Tübingen*

### EUROPA/LATEINAMERIKA

**Wenn die Zeit rückwärts fließt:** Erzählen gegen die Zeit in *I. Aichingers* «Spiegelgeschichte» und *A. Carpentiers* «Links der Uhr» – Ein Leben im Zeitraffer und in der Rückblende – Erzählen in europäischer Tradition – Die größere Hoffnung über den Tod hinaus – Der magische Realismus in Lateinamerika – Radikale Reise zum Ursprung – Auf der Suche nach der anderen Möglichkeit.

*Annegret Langenhörs, Baidt*

### INHALTSVERZEICHNIS

Autoren-, Personen- und Sachverzeichnis des 64. Jahrgangs.

liefern, sondern «Kargwort neben Kargwort» setzen. «Dein Gedicht/ Schlag es dir in den Hals/ Bring dich zum Schweigen...» mahnt sie sich selbst («Schluß»). Marie Luise Kaschnitz ist eine Meisterin des Schweigens. Sie weiß um die Aussagekraft der Pausen zwischen den Zeilen, vertraut und baut auf sie. In Anthologien ist sie seit langem mit ihren Gedichten vertreten – gerade auch als die politisch engagierte Lyrikerin. In einer Epoche, welche «littérature engagée» forderte, hat sie zur atomaren Katastrophe («Hiroshima») und zu Auschwitz («Ich lebte») im Gedicht Stellung genommen. Auch heute, hundert Jahre nach ihrer Geburt und mehr als ein Vierteljahrhundert nach ihrem Tod, liest man mit Gewinn in ihren Lyrikbänden und stößt immer wieder auf Entdeckungen, hakt sich vielleicht beim einen oder andern Gedicht fest, diesem vielleicht:

#### *Nicht gesagt*

##### Nicht gesagt

Was von der Sonne zu sagen gewesen wäre  
Und vom Blitz nicht das einzig richtige  
Geschweige denn von der Liebe.

Versuche. Gesuche. Mißlungen  
Ungenaue Beschreibung

Weggelassen das Morgenrot  
Nicht gesprochen vom Sämann  
Und nur am Rande vermerkt  
Den Hahnenfuß und das Veilchen.

Euch nicht den Rücken gestärkt  
Mit ewiger Seligkeit  
Den Verfall nicht gelehnet  
Und nicht die Verzweiflung

Den Teufel nicht an die Wand  
Weil ich nicht an ihn glaube  
Gott nicht gelobt  
Aber wer bin ich daß

Dieses Gedicht erschien zuerst innerhalb der Sammlung «Ein Wort weiter» (1965). Doch steht es geradezu als Kontrapunkt zum Titel des Lyrikbands da, denn hier gilt «kein Wort weiter». Offen endet es, läßt den angebrochenen Satz stehen, ohne ihn abzuschließen. Indessen setzt die Fragmentierung als Ausdrucksprinzip bereits in der Eingangsstrophe ein und schlägt sich konsequent durch: Marie Luise Kaschnitz verzichtet auf intakte Sätze, auf ein Subjekt zumal. Sie unterschlägt das «Ich» dieser Verse. Ein solches spricht zwar, aber nimmt sich dabei völlig zurück, redet gleichsam aus dem Off heraus. So reduziert sich die Syntax dieser Aussagen auf Prädikate und Objekte. Man mag darin einen deutlichen sprachgewordenen Gestus der Autorin erkennen: jene Bescheidenheit, welche Einsicht in die eigenen Möglichkeiten und Grenzen meint. Unzimmerlich und kritisch genug hält sie über sich selbst Gericht: Über Sonne, Blitz und Liebe hätte sie Wesentliches aussagen wollen, brachte es aber über Versuche, Gesuche und ungenaue Beschreibungen nicht hinaus. Sie, die exakte Wortkünstlerin, bezichtigt sich der wenig präzisen Deskription, ausgerechnet sie, die mit einem Text wie «Beschreibung eines Dorfes» (1966), dieser topografischen Vermessung ihres Jugendorts Bollschweil, große literarische Anerkennung gefunden hat. Doch sie gibt sich damit nicht zufrieden. Denn so vieles wäre möglich gewesen: vom Morgenrot und vom Sämann zu reden, von Sonne, Blitz und Liebe. Aber hinter der Unmöglichkeit, darüber sprechen zu können, steht auch die Erfahrung einer Epoche, welche Kriege, Flucht und Verfolgung einverleibt hat und damit die Relativität einstiger Werte. Darüber ist diese Generation skeptisch und vorsichtig geworden: Große Töne gibt es auf ihrer Klaviatur nicht mehr. So zeichnet gerade dieses Gedicht den historisch

bedingten künstlerischen Wandel einer Ära nach, einen eigentlichen Paradigmenwechsel. Da ist «ein Gespräch über Bäume» beinahe zum «Verbrechen» geworden, eine affirmative, ja trunkene Naturlyrik zur fragwürdigen Angelegenheit. Alles Gefällige, wofür «Hahnenfuß und Veilchen» zeichnerhaft stehen, wird jetzt an den Rand gedrängt, im wörtlichen und übertragenen Sinn marginalisiert. Ein neues Programm – aber was ist dies für ein pompöses Wort, wenn es um die Lyrik der Kaschnitz geht – wird in Umrissen und ex negativo skizziert: nicht vom Morgenrot sprechen und nicht vom Sämann, d.h. nicht von der Hoffnung auf neues Leben. Ferner: nicht den Rücken stärken «mit ewiger Seligkeit», d.h. keine billige und populäre Trostliteratur produzieren. Dann: den Verfall und die Verzweiflung nicht leugnen, d.h. im Sinne *William Faulkners* «die Dinge sehen wie sie sind» und nicht, wie sie sein sollten. Hart und unerbittlich fällt diese Bilanz aus, wie sie Marie Luise Kaschnitz in ihrem Gedicht zieht, und die Folgerungen sind dort angesiedelt, wohin nicht alle Leser folgen werden. Nein, markt- und erfolgsorientiert ist gerade dieses Gedicht nicht.

Endlich – und da hätte Herbert Haag schmunzeln müssen – den Teufel nicht an die Wand malen, weil die Schreiberin nicht an ihn glaubt (bemerkenswert übrigens, daß sie an dieser Stelle erstmals «ich» hinsetzt!). Und nun könnte die Strophe analog mit Gott verfahren: «Gott nicht gelobt/Weil ich nicht an ihn glaube...» Aber so wohlfeil äußert sich Marie Luise Kaschnitz nicht. Statt im lyrischen Sprechen unbekümmert weiterzufahren, hält sie jäh inne: Es wird eine Denkpause gesetzt, eine Atemwende markiert. Und dann, an der Schwelle zur Vermessenheit, die Frage an sich selbst: «Aber wer bin ich daß».

Gerade um dieser Frage willen ist das Gedicht vorbehaltlos zu schätzen und – zu lieben. Nicht nur ist sie ein striktes Indiz für die poetische Diskretion der Dichterin, sondern auch ein Zeichen menschlicher Bescheidenheit. «Es ist Zeit für Demut», sagt die Dichterin in einem anderen Gedicht («Demut»). Und in «Orte» schreibt sie zuletzt: «Ich gehe immer weiter, weiter nach Osten, und meine Füße hinterlassen keine Spur.» Es ist Zeit für Demut, diesen verlorenen Begriff aus einem einstigen Vokabular. Denn so und vielleicht nur so läßt sich über Gott sprechen bzw. schweigen. Marie Luise Kaschnitz zeigt, welche Züge die «docta ignorantia» innerhalb des poetischen Sprechens annehmen kann. Da will auch jener Satz der Dichterin nicht mehr aus dem Sinn gehen, mit dem sie ihr Gedicht «Jenseits» beendet. «Bedenket die Gnade: das Schweigen».

*Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

#### Hinweise:

Zum hundertsten Geburtstag der Dichterin präsentiert der Insel-Verlag das Gesammelte Werk in sieben Bänden, herausgegeben von Christian Büttrich und Norbert Miller, sowohl in Taschenbuchform wie als gebundene Ausgabe (erscheint voraussichtlich im Herbst 2001). Mehrere Titel sind noch immer auch als Taschenbuchausgaben erhältlich, so etwa in besonders schöner Gestaltung der Text «Beschreibung eines Dorfes» mit aussagekräftigen Fotografien von Michael Grünwald. Eine vorzügliche Biografie liegt ebenfalls im Insel Verlag vor: Dagmar von Gersdorff, Marie Luise Kaschnitz (1992).

### Fundamentaltheologie zwischen Hermeneutik und Erster Philosophie

Tagung in Zusammenarbeit mit der Albert-Ludwigs-Universität  
Freiburg, Arbeitsbereich Fundamentaltheologie

**16. bis 18. Februar 2001**

Information und Programm:

Katholische Akademie der Erzdiözese Freiburg

Wintererstr. 1, 79104 Freiburg i.Br.

Tel.: 0761/31918-0; Fax: 0761/31918-111

E-Mail: Akademie.Freiburg@gmx.de;

Internet: www.kath.de/akademie/freiburg

KATHOLISCHE AKADEMIE DER ERZDIÖZESE FREIBURG

# Universalkirche, Einzelkirchen und Gesamtkirche

Die Universalkirche ist die Kirche als solche. Sie besteht in und aus den Einzelkirchen. Der Verbund der Einzelkirchen wird Gesamtkirche genannt. Aber in der Geschichte und auch in der gegenwärtigen theologischen Diskussion werden gewöhnlich Universalkirche und Gesamtkirche miteinander verwechselt. Die Verwechslung liegt nahe, weil auch die Gesamtkirche weltweit ist.

Im Codex des Kanonischen Rechts (CIC 1983) kommt der Begriff der Universalkirche (*ecclesia universalis*) überhaupt nicht vor, sondern nur der Begriff der *ecclesia universa*. Mit *ecclesia universa* ist die Gesamtkirche gemeint. In der offiziellen deutschen Übersetzung der Konzilstexte und auch des CIC wird der Begriff *ecclesia particularis* leider unzutreffend mit «Teilkirche» wiedergegeben. In Wirklichkeit bezeichnet er die «Einzelkirche». Das lateinische Wort *particularis* meint das Einzelne, Besondere. So wird das Wort auch in den romanischen Sprachen gebraucht. Das französische *en particulier* bedeutet nicht etwa «zum Teil», sondern «insbesondere, vor allem». Nur im Vergleich zur Gesamtkirche sind die Einzelkirchen «Teile» (*portiones*).

## Der Streit um das «subsistit»

In der von Kardinal Ratzinger unterzeichneten römischen Erklärung «Dominus Iesus» vom 6. August 2000 heißt es in Nr. 16,3 unter Hinweis auf eine berühmte Aussage der Dogmatischen Konstitution des Zweiten Vatikanums über die Kirche: «Die Gläubigen sind angehalten zu bekennen, dass es eine geschichtliche, in der apostolischen Sukzession verwurzelte Kontinuität zwischen der von Christus gestifteten und der katholischen Kirche gibt.» Die Stelle aus LG 8,2 wird dabei in der folgenden Weise zitiert: «Dies ist die einzige Kirche Christi ... Sie zu weiden, hat unser Erlöser nach seiner Auferstehung dem Petrus übertragen (vgl. Joh 21,17), für immer hat er sie als die Säule und das Fundament der Wahrheit» (1 Tim 3,15) errichtet. Diese Kirche, in dieser Welt als Gesellschaft verfasst und geordnet, ist verwirklicht [*subsistit in*] in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird.»

In der Erklärung wird dieser Satz dann so ausgelegt: «Mit dem Ausdruck [*subsistit in*] wollte das Zweite Vatikanische Konzil zwei Lehrsätze miteinander in Einklang bringen: auf der einen Seite, dass die Kirche Christi trotz der Spaltungen voll nur in der katholischen Kirche weiterbesteht, und auf der anderen Seite, dass ausserhalb ihres sichtbaren Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind», nämlich in den Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften, die nicht in voller Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen.»

Bei dieser Zitation des Konzils wurde jedoch der Tatsache nicht Rechnung getragen, daß in LG 8,2 in Wirklichkeit zweimal in unterschiedlichem Sinn von der katholischen Kirche die Rede ist. An der oben mit Pünktchen markierten, also ausgelassenen Stelle steht: «die wir im Glaubensbekenntnis als die eine, heilige, katholische und apostolische bekennen.» Etwas gerafft gelesen heißt es also in dem Konzilstext, die katholische Kirche des Glaubensbekenntnisses subsistiere in der katholischen Kirche. Diese Aussage ist im Konzil an die Stelle der in einem früheren Entwurf vorgesehenen Formulierung getreten, die katholische Kirche des Glaubensbekenntnisses sei die katholische Kirche. Durch die Ersetzung des «ist» durch «subsistiert in» wird es unmöglich, die erstgenannte «katholische Kirche» mit der zweitgenannten einfachhin zu identifizieren.

Die übliche deutsche Übersetzung des *subsistit in* mit «ist verwirklicht in» könnte in dem Sinn mißverstanden werden, als sei die Kirche zunächst so etwas wie eine abstrakte Idee, die dann erst in der römisch-katholischen Kirche ihre konkrete Verwirklichung findet. Kardinal Ratzinger hat demgegenüber in einem Interview für die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» vom 22.

September 2000 das *subsistit in* dahingehend erklärt, daß zwar das Sein der Kirche umfassender sei als die römisch-katholische Kirche, aber sie habe erst in ihr «in einzigartiger Weise den Charakter eines eigenen Subjektes». Wollte Kardinal Ratzinger damit sagen, daß die katholische Kirche des Glaubensbekenntnisses allein in der römisch-katholischen Kirche subsistiere? Von einer solchen alleinigen Subsistenz ist in der Konzilsaussage nicht die Rede. Diese ist positiv formuliert und besagt, daß in der römisch-katholischen Kirche die eine Kirche Christi voll gegenwärtig ist. Es wird weder ausgeschlossen noch behauptet, daß die Kirche vielleicht auch in anderen christlichen Glaubensgemeinschaften ebenfalls ganz gegenwärtig sei. Diese Frage bleibt vielmehr offen.

Eine ausschließende Deutung, wonach die Kirche Christi allein in der römisch-katholischen Kirche ein konkretes Subjekt sei, erschiene mit dem Wortlaut von LG 8,2 kaum vereinbar. Denn dort wird bereits die katholische Kirche des Glaubensbekenntnisses als eine in dieser Welt als Gesellschaft verfaßte und geordnete Wirklichkeit verstanden, noch ehe des weiteren von ihr ausgesagt wird, daß sie in unserer (römisch-)katholischen Kirche subsistiere. Die Kirche des Glaubensbekenntnisses ist also von vornherein ein Subjekt und gewinnt ihren Subjektcharakter nicht erst durch ihre Subsistenz in derjenigen katholischen Kirche, die in der Formulierung von LG 8,2 an zweiter Stelle genannt wird.

Vielmehr ist die Kirche des Glaubensbekenntnisses einfach die Kirche schlechthin, die Kirche als solche gemeint. *Universalis* ist hier streng genommen nur die lateinische Übersetzung für *catholica*, das ja «allgemein», «weltweit» bedeutet. Diese Kirche versteht sich als das fortdauernde Geschehen der Weitergabe des Wortes Gottes. Sie tritt für eine Botschaft ein, von der sie beanspruchen muß, daß sie den Menschen als Menschen und deshalb weltweit jeden Menschen und auch alle Menschen zusammen angeht.

## Ecclesia universalis

Das fortdauernde Geschehen der Weitergabe des «Wortes Gottes», nämlich der Selbstmitteilung Gottes in dem mitmenschlichen Wort der Glaubensverkündigung konstituiert diese Kirche von vornherein als Realität in unserer Welt und sogar als Subjekt. Unter Wort Gottes ist das Evangelium Jesu Christi, die Selbstmitteilung Gottes in dem von Jesus her eingesetzten «Wort der Versöhnung» (2 Kor 5,19) zu verstehen. Dieses Wort ist als solches das letzte und umfassende Wort über die ganze Wirklichkeit unserer Welt. Der Begriff «Wort Gottes» impliziert, daß ihm niemand etwas hinzuzufügen hat und niemand an ihm Abstriche vornehmen kann, wenn anders es sich überhaupt als «Wort Gottes», nämlich als Selbstmitteilung Gottes verstehen läßt. Selbstmitteilung Gottes bedeutet, daß Gott sich selber in diesem Wort schenkt und unsere Herzen mit seinem Heiligen Geist erfüllt. Auch die Sakramente stellen keine Hinzufügung zum Wort Gottes dar, sondern sind selber nichts anderes als seine Unterstreichungen. Sie sind die Gestalten des angenommenen Wortes Gottes. Das Wort Gottes besteht in der Weitergabe des Glaubens an Jesus Christus als Sohn Gottes. An Jesus als den Sohn Gottes glauben bedeutet, aufgrund seines Wortes mit ganzem Herzen darauf zu bauen, daß wir und die ganze Welt von Gott mit der Liebe angenommen sind, in der er von Ewigkeit ihm als seinem eigenen göttlichen Gegenüber zugewandt ist. Diese Liebe des Vaters zum Sohn, in die wir hineingenommen sind, ist der Heilige Geist. Glauben ist deshalb als Erfülltsein vom Heiligen Geist zu verstehen. «Niemand kann sagen: Jesus ist Herr, außer im Heiligen Geist.» (1 Kor 12,3). Dieser Glaube ist eine unüberbietbare Realität.

Die als das fortdauernde Geschehen der Weitergabe des Wortes Gottes konstituierte Kirche ist nicht der nachträgliche Zusam-

menschlich einzelner Gläubiger, sondern es gibt einzelne Gläubige nur so, daß ihnen der eine, unteilbare Glaube an die Selbstmitteilung Gottes in seinem Wort von anderen überliefert worden ist. Wenn der Glaube «von der gehörten Botschaft kommt» (Röm 10,17), dann kommt er nur so zustande, daß sich Menschen der Gemeinschaft der bereits Glaubenden anschließen. Der evangelische Theologe Gerhard Ebeling formuliert: «... es wäre ganz irrig, wenn sich die Meinung einschliche, diese Gemeinde Christi sei ursprünglich und eigentlich nur die jeweilige konkrete Einzelgemeinde, während dann erst in späterer Entwicklung der Blick aufs Ganze, auf den Zusammenschluß zu einer höheren Einheit gerichtet wurde. Im Gegenteil: Der Gesichtspunkt des Ganzen, unteilbar Einen ist im Begriff von *ekklesia* das Primäre, wenn auch nicht im Sinne einer Organisation, sondern einer neuen Schöpfung.»<sup>1</sup>

Und es handelt sich auch nicht nur allgemein um eine gesellschaftliche Wirklichkeit, sondern sie ist als solche sogar verfaßt und geordnet. Die Verfaßtheit der Kirche besteht in einem im Wesen des Glaubens selbst mitgegebenen Gegenüber von Amt und Gemeinde. Denn daß der Glaube von der gehörten Botschaft kommt, gilt nicht nur für jeden einzelnen, sondern auch jeweils für die Gemeinschaft als ganze. Auch die Gemeinschaft als ganze macht sich ihren Glauben nicht selbst, sondern muß ihn gesagt bekommen, und dies darzustellen ist die Bedeutung der Amtsträger. Jeder Gläubige, der anderen den Glauben bezeugt, tut dies selbstverständlich in der Autorität Christi, ja *in persona Christi*. Anders kann der Glaube gar nicht weitergegeben werden. Die Amtsträger hingegen handeln *in persona Christi capitis* (II. Vatikanum, Dekret über Dienst und Leben der Priester, 2,4), also in der Person Christi als Haupt gegenüber dem ganzen Leib der Gemeinde. Amtliches Handeln bezieht sich zuerst auf die Gemeinde als ganze. Die notwendige Möglichkeit des Gegenübers von Amt und Gemeinde gehört so konstitutiv zum Wesen des Glaubens selbst, daß das Konzil sagen kann, der Heilige Geist bewahre diese von Christus gewollte Leitungsstruktur in seiner Kirche «unverlierbar» (*indefectibiliter*) (LG 27,2; «ohne Minderung», wie es in der offiziellen deutschen Übersetzung heißt). Die apostolische Sukzession der Amtsträger ist ein notwendig möglicher Ausdruck dafür, daß das zu überliefernde Wort der Versöhnung ein ein für allemal «eingesetztes» Wort ist, das sich die Kirche nicht selbst macht. Aber die apostolische Sukzession der Amtsträger findet ihre letzte Garantie in der apostolischen Sukzession des Glaubens selbst, und nicht umgekehrt. Es gibt keinen anderen Glauben an Jesus Christus als den der Apostel.

So ist also mit der ersten Nennung der katholischen Kirche in LG 8,2 die Kirche als solche, die Kirche schlechthin gemeint. Für diese Kirche gebraucht die theologische Tradition den Begriff der Universalkirche (*ecclesia universalis*). Sie ist die eine und einzige Kirche Christi.

Die Rede von dieser einen und einzigen Kirche Christi hindert jedoch nicht, von einer Vielheit von Einzelkirchen zu sprechen, in denen diese eine und einzige Kirche Christi voll gegenwärtig ist: «Diese Kirche Christi ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend (*vere adest*), die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirchen heißen.» (LG 26,1). Der Ausdruck *vere adest* erscheint geradezu austauschbar mit dem *subsistit in* von LG 8,2. Tatsächlich war die Aussage von LG 8,2 den Konzilsvätern in dem Bericht der den Text vorbereitenden Kommission so erklärt worden: «Die Kirche ist *eine einzige*, und hier auf Erden ist sie gegenwärtig in [*adest in*] der katholischen Kirche, mag man auch außerhalb ihrer kirchliche Elemente finden.»<sup>2</sup> Vielleicht betont das *subsistit in* gegenüber dem *vere adest* noch deutlicher die Fortdauer und Kontinuität der Präsenz der katholischen Kir-

che des Glaubensbekenntnisses in unserer heutigen katholischen Kirche insgesamt und jeweils in allen ihren Einzelkirchen oder Ortsgemeinschaften unter ihrem Bischof.

### Welche Kirche ist das universale Mittel des Heils?

Wenn das Konzil im Dekret über den Ökumenismus (*Unitatis redintegratio*) erklärt: «Denn nur durch die katholische Kirche Christi, die das allgemeine Hilfsmittel des Heiles ist, kann man Zutritt zu der ganzen Fülle der Heilmittel haben» (UR 3,5), dann ist zu fragen, ob hier mit der katholischen Kirche die eben beschriebene Universalkirche gemeint ist, die in der römisch-katholischen Kirche subsistiert, oder aber nur diese letztere, in der die Universalkirche subsistiert.

Vor dem Zweiten Vatikanum hatte die römisch-katholische Kirche immer wieder den anderen Kirchen überhaupt jede Legitimität abgesprochen. Obwohl dies die offizielle Auffassung war, war sie leider unzutreffend. Daraus ist wohl zu lernen, daß man auch bei mit Emphase vertretenen offiziellen Auffassungen nicht vorschnell eventuelle kritische Rückfragen hintanstellen sollte; denn damit würde man der Kirche keinen wirklichen Dienst leisten.

Auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich die römisch-katholische Kirche zu der folgenden Auffassung durchgerungen: «Ebenso sind diese getrennten Kirchen und Gemeinschaften trotz der Mängel, die ihnen nach unserem Glauben anhaften, nicht ohne Bedeutung und Gewicht im Geheimnis des Heiles. Denn der Geist Christi hat sich gewürdigt, sie als Mittel des Heiles zu gebrauchen, deren Wirksamkeit sich von der der katholischen Kirche anvertrauten Fülle der Gnade und Wahrheit herleitet.» (UR 3,4).

Der erste Satz dieses Zitats ist in seiner Formulierung sehr problematisch. Er erweckt den Anschein, daß die Mängel anderer Kirchen für die römisch-katholische Kirche ein eigener Glaubensgegenstand seien. In einem vollständigen Glaubensbekenntnis müßten dann auch die Mängel anderer Kirchen aufgezählt werden. Aber in Wirklichkeit kann dieser Satz nur bedeuten, daß die anderen Kirchen nach der Auffassung, der Meinung der römisch-katholischen Kirche an Mängeln leiden. Dieser Sachverhalt kann gerade nicht selber ein Glaubensgegenstand sein. Das *credimus*, welches das Konzil an dieser Stelle etwas unaufmerksam gebraucht hat, hat nicht die Bedeutung von «nach unserem Glauben». Es könnte sich im übrigen um Mängel handeln, wie sie sich durchaus auch auf seiten der römisch-katholischen Kirche selbst finden. Denn in bezug auf die römisch-katholische Gesamtkirche sagt das Konzil, es werde aufgrund der Spaltungen «auch für die Kirche selber schwieriger, die Fülle der Katholizität unter jedem Aspekt in der Wirklichkeit des Lebens auszuräumen» (UR 4,10).

Der zweite Satz des Zitats ist dagegen die eigentliche Aussage: Nicht nur die einzelnen Christen sind Glaubende, sondern ihre Gemeinschaften als solche dienen dem Heiligen Geist als seine Werkzeuge. Tut man dann recht daran, ihnen den Charakter als Kirchen wie früher wieder bestreiten zu wollen?

Nun scheint aber in römisch-katholischer Sicht alle Evidenz dafür zu sprechen, daß die von der römisch-katholischen Kirche getrennten christlichen Gemeinschaften tatsächlich unter «Glaubensmängeln» leiden. Dieser sich so sehr aufdrängende Eindruck wird jedoch dadurch in Frage gestellt, daß der wirkliche christliche Glaube gar nicht additiv zusammengesetzt ist. Alle einzelnen Glaubenswahrheiten lassen sich nur als Entfaltungen eines einzigen Glaubensgeheimnisses, nämlich unseres Anteilhabens am Gottesverhältnis Jesu verstehen. Nach Irenäus von Lyon gilt: «Da der Glaube ein und derselbe ist, hat keiner mehr, der viel über ihn sagen kann, und keiner hat weniger, der weniger über ihn sagen kann.»<sup>3</sup>

Entsprechend hat auch das Konzil formuliert: «Die Gesamtheit der Gläubigen, welche die Salbung von dem Heiligen haben

<sup>1</sup> Das Wesen des christlichen Glaubens, München 1965, 136. Mit Organisation ist hier eine Verwaltungseinheit gemeint, die im Unterschied zur gesellschaftlichen Verfaßtheit der Kirche nicht das eigentliche Konstitutivum der Kirche sein kann.

<sup>2</sup> Acta Synodalia Sacrosancti Concilii Oecumenici Vaticani II, 3,1; 176.

<sup>3</sup> Contra haereses I, 10, 2 (PG 7, 553A).

(vgl. 1 Joh 2,20 und 27), kann im Glauben nicht irren [*in credendo falli nequit*]. Und diese ihre besondere Eigenschaft macht sie durch den übernatürlichen Glaubenssinn des ganzen Volkes dann kund, wenn sie «von den Bischöfen bis zu den letzten gläubigen Laien [vgl. Augustinus, De Praed. Sanct. 14,27: PL 44,980] ihre allgemeine Übereinstimmung in Sachen des Glaubens und der Sitten äußert.»<sup>4</sup>

Tatsächlich kann ein auf das Wort Gottes im Sinn der Selbstmitteilung Gottes gerichteter Glaube deshalb nicht falsch sein, weil das Wort Gottes als solches nur unter der Bedingung verstehbar ist, daß das, wovon es redet, in ihm selber geschieht. Es spricht ja von Gottes liebevoller Zuwendung zu uns im Heiligen Geist und ist selber die Zuwendung. Es ist deshalb notwendig «aus sich wahr». Die christliche Botschaft macht ihren Anspruch, Wort Gottes zu sein, durch ihren Inhalt verständlich: Gott ist uns mit einer Liebe zugewandt, die an nichts Geschaffenem ihr Maß hat, sondern die ewige Liebe des Vaters zum Sohn ist, in die wir aufgenommen sind. Weil diese Liebe Gottes nicht ihr Maß an der Welt hat, kann sie nicht an der Welt abgelesen werden, sondern muß zu ihr hinzugesagt werden. Der Sohn Gottes hat menschliche Natur angenommen, um ein solches menschliches Wort möglich zu machen, das als Wort Gottes verstehbar wird. Dagegen hört jede vom wirklichen Wort Gottes abweichende angebliche Glaubensverkündigung auf, als Wort Gottes verstehbar zu sein; sie ist als angebliche Glaubensverkündigung nicht falsch, sondern von vornherein unverständlich, weil sie sich nicht als Selbstmitteilung Gottes verstehen läßt.

Wenn man neben die Aussage, daß die Gesamtheit der Glaubenden nicht irren kann, die Aussage derselben römisch-katholischen Kirche stellt, daß auch andere Christen «durch den Glauben in der Taufe gerechtfertigt und dem Leibe Christi eingliedert» seien (UR 3,1), dann scheint zu folgen, daß auch sie durchaus von der Gesamtheit der Glaubenden gehören, die als solche im Glauben nicht irren kann. In der Tat sind ja im Sinn der Selbstmitteilung Gottes verstehbare Glaubensaussagen, die dennoch falsch wären, von vornherein gar nicht herstellbar.

### Aufgabe und Ziel aller ökumenischen Arbeit

Wenn andere Christen als Glaubensaussagen im Sinn der Selbstmitteilung verstehbare Lehren der römisch-katholischen Kirche bestreiten, wird man deshalb davon ausgehen können, daß sie diese nur in einem Sinn bestreiten, den sie gar nicht haben. Mit anderen Worten: Es handelt sich um mißverständlich formulierte Lehren, oder sie werden zumindest faktisch mißverstanden und dann nur in einem ohnehin unzutreffenden Sinn abgelehnt. Dann besteht die ökumenische Aufgabe der römisch-katholischen Kirche darin, ihre Glaubenslehren eindeutiger zu formulieren. Sich in diesem Sinn mit dem Balken im eigenen Auge zu befassen, ist vermutlich hilfreicher, als sich unmittelbar dem Splitter im Auge anderer zuwenden zu wollen (vgl. Mt 7,3–5).

Als Beispiel sei die Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit genannt. Dem Papst kommt diejenige Unfehlbarkeit zu, mit der Christus die Kirche ausgestattet wissen wollte. Sie liegt darin begründet, daß als Glaubensaussagen im Sinn der Selbstmitteilung Gottes verstehbare Aussagen immer «aus sich wahr» sind und nicht erst durch die Zustimmung der Kirche. Das ist ein ganz allgemeiner Sachverhalt: Das Wort Gottes wird zwar nur im Glauben, also in der Zustimmung der Kirche als Wort Gottes erkannt, aber doch keinesfalls erst durch den Glauben der Kirche zum Wort Gottes gemacht. Weil dies aber gewöhnlich nicht klar gesagt wird, entsteht für andere Christen der Eindruck, die katholische Kirche lehre, der Papst sei immer dann unfehlbar, wenn er das Gefühl habe, im Recht zu sein (was ja bereits in Mt 16,22f. auf das schärfste zurückgewiesen wird). Solcher päpstlicher Subjektivismus, den es ja durchaus in der Geschichte der Kirche auch gegeben hat, ist in der wirklichen katholischen Lehre gerade nicht gemeint.

<sup>4</sup>II. Vatikanum, LG 12,1.

Ein anderes Beispiel ist der Streit um «die Schrift allein» oder «Schrift und Tradition». Man streitet sich, weil man nicht erkennt, daß ein und dasselbe Wort «Schrift» eine unterschiedliche Bedeutung hat. In der katholischen Formel «Schrift und Tradition» ist mit Schrift einfach die Bibel gemeint, fast bevor man sie überhaupt aufgeschlagen hat. Wenn man fragt, wie sie zu verstehen ist, lautet die Antwort, daß ihr Sinn die Weitergabe des Glaubens ist. Mit «Tradition» ist nichts anderes als eben diese Weitergabe des einen Glaubens gemeint. Der Sinn der Schrift ist die Kirche selbst als das fortdauernde Geschehen der Weitergabe des Glaubens. In der evangelischen Formel «die Schrift allein» dagegen ist mit «Schrift» nicht die erst noch richtig zu verstehende, sondern die bereits richtig verstandene Schrift gemeint, nämlich in dem Sinn, in dem sie Wort Gottes ist und ihre Texte «Christum predigen und treiben»<sup>5</sup>. Wort Gottes ist die Schrift ja nicht in beliebigem Sinn, sondern allein im Sinn unserer Anteilhabe am Gottesverhältnis Jesu. Und zu diesem Sinn kann niemand etwas hinzufügen. Vielmehr ist alles bereits in ihm enthalten.

Aber fehlt nicht zum Beispiel manchen evangelischen kirchlichen Gemeinschaften die apostolische Sukzession des Amtes? Bereits im Jahre 1984 hatte die Bilaterale Arbeitsgruppe der Deutschen Bischofskonferenz und der Kirchenleitung der vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands ein Papier herausgegeben: «Kirchengemeinschaft in Wort und Sakrament», dessen Hauptergebnis darin bestand, daß in den evangelischen Gemeinschaften das Amt ungestuft weitergegeben werde und man deshalb nicht ausschließen könne, daß evangelische Pfarrer nach katholischem Verständnis Bischöfe wären (vgl. ebd. 75, 77, 109 u. a.). Auf dieses Ergebnis einer offiziell eingesetzten Arbeitsgruppe ist meines Wissens nie eine Antwort von seiten der römisch-katholischen Kirche erfolgt. Wäre eine solche Antwort nicht notwendig, ehe man weiterhin sagt, in den evangelischen Gemeinschaften sei das sakramentale Amt nicht voll bewahrt?

Ziel aller ökumenischen Arbeit muß es zum einen sein, daß Christen unterschiedlicher Sprachen ein und desselben Glaubens aufhören, einander die Rechtgläubigkeit zu bestreiten. Wünschenswert ist darüber hinaus, daß sie einander positiv anerkennen. Dafür genügt es, daß ihr Glaube an Jesus Christus als den Sohn Gottes darin besteht, sich und die ganze Welt in die ewige Liebe des Vaters zum Sohn aufgenommen zu wissen und aus diesem Glauben anders als aus der Angst um sich selbst zu leben. Jedenfalls hat bereits Paulus die Christen von Korinth davor gewarnt, ihre Zugehörigkeit zu ihm oder Kephas (Petrus) oder Apollos zum eigentlichen Unterscheidungsmerkmal des Glaubens zu machen (1. Kor 1,12f. und 3,5–17). Wurde etwa Paulus für euch gekreuzigt?

Absolut notwendig zur Zugehörigkeit zu der einen Kirche Jesu Christi, die wir im Glaubensbekenntnis als die eine katholische bekennen, ist die Übereinstimmung im Glauben, der ja alles Notwendige bereits in sich enthält und in sich selbst unteilbar ist. Selbstverständlich ist es überaus wünschenswert, diese Übereinstimmung auch ausdrücklich festzustellen und anzuerkennen. Aber die Meinung, erst dann bestehe die Übereinstimmung im Glauben, wenn sie bereits auch festgestellt wurde, liefe letztlich auf ein eher schismatisches Verhalten hinaus, das wir uns dann selber zuschreiben müßten. Die Feststellung der Übereinstimmung ist nicht absolut notwendig, sondern nur notwendig möglich. Ein profaner Vergleich: Zum Wesen des Fußballspiels gehört, daß es notwendig möglich ist, das Tore geschossen werden. Aber ein Spiel, in dem faktisch keine Tore fallen, sondern das 0:0 ausgeht, bleibt dennoch Fußball, wenn gewahrt bleibt, daß es möglich und höchst erwünscht ist, Tore zu schießen. So können manche Aspekte der Kirche in verschiedenen Einzelkirchen über lange Zeit latent sein. Zum Beispiel gehört Konziliarität zum Wesen der Kirche, aber in der römisch-katholischen

<sup>5</sup>Martin Luther, WADB 7: 385,26 (Vorrede auf die Epistel S. Jacobi vnd Jude).

Kirche gab es nach dem Konzil von Trient drei Jahrhunderte lang kein Konzil, ohne daß sie damit aufgehört hätte, Kirche zu sein. Es war allerdings alles andere als ein Gewinn für die Kirche, so lange kein Konzil einzuberufen.

Christen können der einen universalen Kirche angehören, auch wenn sie voneinander völlig verschiedene Sprachen sprechen und sich mangels kundiger Dolmetscher nicht gut verstehen. Jesus selbst hat den Jüngern, die es nicht dulden wollten, daß auch andere in seinem Namen Dämonen austrieben, geantwortet: Wer nicht *gegen uns* ist, ist *für uns* (Mk 9,38–40). Nur in bezug auf ihn selbst gilt: Wer nicht *für mich* ist, ist *gegen mich* (Mt 12,30). Mit dem Glauben an Jesus Christus im Sinn seiner Gottessohnschaft und damit unserer Anteilhabe an seinem Verhältnis zum Vater ist der ganze Glaube gegeben, der wie die Glut unter der Asche völlig ausreicht, überall die lodernde Flamme neu zu entfachen.

Peter Knauer, Frankfurt/M.

## Fortschritt und Abgrund

Erinnerungen an die Zukunft der Modernen Welt (Erster Teil)

Was passierte nun eigentlich am 1. Januar 2000: eine «Zeitenwende» mit altdeutscher Schicksalsschwere oder ein neues «Millennium» im Fortschrittsglück der Modernen Welt, der «Anfang vom Weltende» oder war es nur ein großartiger postmoderner Silvesterspaß in Berlin, Hamburg, Paris und New York?

Nach normalem Menschenverstand war es eine Nacht wie alle anderen Nächte davor und danach, ohne besondere Bedeutung. Und dennoch liegt ein Zauber auf diesem Jahr 2000 mit den drei Nullen. Welcher? Er hängt am Dezimalsystem, mit dem wir seit Beginn der Modernen Welt die Zeiten messen. Seit dem Beginn der Moderne setzte sich die lineare Zeitrechnung durch, die keine Rücksicht nimmt auf das, was in ihr passiert, sondern immer weiter rechnet. Sie paßt zum unaufhaltsamen menschlichen «Fortschritt» von der Vergangenheit in die immer bessere Zukunft. Fortschritt und Rückschritt beherrschen auch unsere Wertssysteme heute. Darum ziehen wir an solchen Zeitenwenden gern Bilanz und ermessen die Gewinne und die Schulden der Fortschritte, die wir gemacht haben. Der Fortschritt selbst steht jedoch nicht in Frage, denn er eilt Jahr für Jahr mit der Zeitrechnung in eine endlose Zukunft – denken wir!

Warum aber das Jahr 2000? Nach dem Dezimalsystem ist offenbar alles ganz wunderbar, was mit Nullen endet, weil wir die Null für eine «runde Zahl» halten, obwohl sie gar keine Zahl ist. Alle zehn Jahre ein Jubiläum, alle hundert Jahre ein Centennial usw., ob es etwas zu feiern gibt oder nicht. Was ist an der Null attraktiver als an der Sieben oder der Zwölf? Zusammen mit dem Zeichen für «unendlich» ist die «null» erst spät aus Indien über Arabien in unser Zahlensystem gekommen.<sup>1</sup> Die Atempause oder der mystische Augenblick, der mit der «Stunde Null», wie wir sagen, gegeben ist, hat es offenbar in sich. Können wir noch einmal von vorn anfangen, mit der «Nullpunkt-Existenz» sozusagen, die ohne Vergangenheit und frei von Erinnerungen ist? Bei den drei Nullen des Jahres 2000 beginnt ein neues Jahr, ein neues Jahrzehnt und ein neues Jahrhundert und vielleicht sogar ein ganzes Jahrtausend. Das ist faszinierend: vier Neuansätze. Wir gewinnen den Eindruck, die kleinere und größere Zukunft sei offen. Welch angenehme Illusion!

Ganz anders sieht es aus, wenn wir uns an dem orientieren, was in der Zeit geschieht, denn das reale Geschehen hält sich gewöhnlich nicht an unsere Zeitrechnung. In welcher Situation befinden wir uns heute nach dem 20. Jahrhundert und dem 19. Jahrhundert?

Die Zukunft im 21. Jahrhundert wird durch diese zwei Zeitalter bestimmt, die keineswegs vergangen sind, und diese zwei Zeital-

<sup>1</sup>R. Kaplan, Die Geschichte der Null. Frankfurt/M. und New York 2000; (engl. The Nothing That is: A Natural History of Zero. London 1999).

ter stellen uns in ungeheure Widersprüche: Da ist das 19. Jahrhundert: Zeitalter der phantastischen Fortschritte auf allen Lebensgebieten, von der Lokomotive zum Flugzeug, vom Telephon zum Telegrafen, von der klassischen Physik zur Relativitätstheorie, Zeitalter der Entdeckungen und Eroberungen –, und hier ist das 20. Jahrhundert: Zeitalter der unvergleichbaren Katastrophen. Verdun und Stalingrad, Auschwitz und Archipel Gulag, Hiroshima und Tschernobyl mögen als Namen für die unvorstellbaren Menschheitsverbrechen der fortschrittlichen westlichen und modernen Welt gelten. Beide Zeitalter sind heute präsent: der Fortschritt und die Abgründe. Was einmal möglich wurde, verschwindet nicht wieder aus der Wirklichkeit, sondern bleibt in ihr. Wir globalisieren heute die Fortschrittswelt des 19. Jahrhunderts, und zugleich stehen alle Mittel zur «Endlösung» der Menschheitsfrage durch Massenvernichtungen bereit, die im 20. Jahrhundert entwickelt und angewendet wurden.<sup>2</sup>

Ich werde im ersten Teil des Beitrags über die «Geburt der Moderne aus dem Geist messianischer Hoffnung» sprechen, um das Zeitalter der Anfänge ohne Ende zu verstehen. Ich werde im zweiten Teil das Zeitalter des Endes ohne Anfänge darstellen, das mit der europäischen «Urkatastrophe» des Ersten Weltkrieges begann. Ich will im dritten Teil nach der Zukunft der Menschheitshoffnungen fragen.

### Die Geburt der Moderne aus dem Geist messianischer Hoffnung

Die moderne Welt hat vor der Zeit der Aufklärung wenigstens zwei signifikante Ursprünge: *erstens* die conquista, die Entdeckung und Eroberung Amerikas seit 1492, und *zweitens* die wissenschaftlich-technische Machtergreifung der Menschen über die Natur.

*Erstens*: 1492 wurde der Grundstein zu jener «neuen Weltordnung» gelegt, die noch heute besteht. Mit der Eroberung Amerikas wurde Europa aus einem weltpolitisch peripheren Dasein ins Zentrum der Welt gerückt. 1492 begann die Machtergreifung der Europäer über die Kontinente und Völker. Das war nach Hegel die Geburtsstunde der modernen Welt.<sup>3</sup> Vorher waren die europäischen Mächte im Weltvergleich mit dem osmanischen Reich, dem indischen Mogulreich und dem chinesischen Kaiserreich belanglos. Spanier und Portugiesen, dann Engländer, Holländer und Franzosen haben je für sich Amerika «entdeckt». Aber was heißt hier schon «entdecken»? Amerika wurde weder entdeckt noch erkannt, sondern in Besitz genommen und nach dem Willen der Eroberer gestaltet.<sup>4</sup> «Amerika», sagt der mexikanische Historiker Edmundo O'Gorman, «ist eine Erfindung des europäischen Denkens». Das eigene Leben und die eigenen Kulturen der Azteken, Mayas und Inkas wurden bis heute nicht wahrgenommen, sondern als das Fremde unterdrückt und dem Eigenen zum Opfer gebracht.<sup>5</sup> Inseln, Berge und Flüsse bekamen spanische, meistens christliche Namen. Die Sprachen der eingeborenen Völker wurden verboten. Der Rechtsmythos vom «herrenlosen Gut», vom «Niemandland» und «der Wildnis» legalisierte den Raub und die Kolonisation. Mit der Eroberung Amerikas trat das Christentum als europäische Religion zur Weltherrschaft an.

<sup>2</sup>Für eine ähnliche Analyse vgl. Richard Bauckham, Trevor Hart, Hope against Hope. Christian Eschatology in Contemporary Context. London 1999 (Chapter 1. The Decline of Secular Hope, S. 1–26).

<sup>3</sup>G.W.F. Hegel, Die Vernunft in der Geschichte. (PhB 171a). Hamburg 1955, S. 200: «Amerika ist somit das Land der Zukunft, in welchem sich in vor uns liegenden Zeiten (...) die weltgeschichtliche Wichtigkeit offenbaren soll.» Wie belanglos die europäischen Mächte im Weltvergleich um 1492 waren, beschreibt eindrücklich P. Kennedy (The Rise and Fall of the Great Powers. New York 1987).

<sup>4</sup>B. Dietschy, Die Tücken des Entdeckens. Ernst Bloch, Kolumbus und die Neue Welt, in: Jahrbuch der Ernst-Bloch-Gesellschaft 1992/93, S. 234–251.

<sup>5</sup>E. Dussel, Von der Erfindung Amerikas zur Entdeckung des Anderen. Ein Projekt der Transmoderne. Düsseldorf 1993. Von älteren Arbeiten ist wichtig: T. Todorov, Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt/M. 1985.

*Zweitens:* Die wissenschaftlich-technische Machtergreifung über die Natur ist der andere Grundstein der neuen Weltordnung. In jenem Jahrhundert zwischen Nikolaus Kopernikus und Isaac Newton «entzauberten» (Max Weber) die neuen empirischen Wissenschaften die Natur und nahmen ihr das göttliche Geheimnis, das bis dahin als «Weltseele» verehrt wurde.<sup>6</sup> Damit fielen die Tabus der Ehrfurcht vor «Mutter Erde» und dem «großen Leben».<sup>7</sup> Die Naturwissenschaften bringen «Mutter Natur mit ihren Töchtern» zum Menschen – der natürlich der Mann ist –, um diesen zum «Herrn und Eigentümer der Natur» zu machen, wie Francis Bacon und René Descartes in jener Zeit den Vorgang deuteten. Durch Naturwissenschaft und Technik wird die in Aberglauben und Götzendienst verloren gegangene «Gottesebenbildlichkeit» des Menschen wiederhergestellt und damit seine «Herrschaft über die Erde» (*Dominium terrae*) etabliert, die der Herrschaft Gottes über Himmel und Erde entspricht. Auch hier wurden und werden «Entdeckungen» gemacht und bis heute mit dem Namen des Entdeckers bezeichnet, neuerdings: zwecks wirtschaftlicher Ausbeutung sogar patentiert, wie der Genomforscher Graig Venter, der sich das menschliche Genom mit Tausenden von Patenten zu eigen machen will, obwohl er es nicht «erfunden» hat. Denn das naturwissenschaftliche Entdecken hebt nicht nur unsere Unwissenheit auf, sondern macht uns auch zu Subjekten dieser Objekte. Naturwissenschaftliche Vernunft wurde seitdem zur «instrumentellen Vernunft» (Max Horkheimer), d.h. zur Vernunft mit dem erkenntnisleitenden Interesse an Macht und Nutzen. Sie verdrängte die antike Vorstellung von der Vernunft als einem «vernehmenden Organ» und der *phronesis*, die Wissenschaft mit Weisheit verbindet. Nach Immanuel Kants Rationalisierung der naturwissenschaftlichen Vernunft «sieht» die Vernunft nur noch das «ein, was sie selbst nach ihrem eigenen Entwurf hervorbringt», indem sie «die Natur nötigt, auf ihre Fragen zu antworten» (Vorwort zur Kritik der reinen Vernunft, 2. Aufl.). «Wissen ist Macht» und naturwissenschaftliches Wissen ist Macht zuerst über die Natur, dann über das Leben, heute über die Zukunft. Aus Naturwissenschaft und Technik gewann Europa jenes Verfügungswissen, um aus den Ressourcen der kolonisierten Welten seine weltumspannende Zivilisation aufzubauen. Mit zunehmender Globalisierung wurde aus der christlichen Welt die westliche Welt und aus der westlichen Welt die moderne Welt, der man ihre historischen Ursprünge nicht mehr ansieht, weil sie in Tokyo, Singapur, Chicago und jetzt auch Frankfurt und Berlin überall gleich aussieht.

### Die Vision der «neuen Weltordnung»

Welche Hoffnungen motivierten die europäische Entdeckung der Welt? Es war die Vision der «neuen Welt». Kolumbus suchte offenbar sowohl den Gottesgarten Eden wie die Goldstadt Eldorado.<sup>8</sup> «Gott und Gold» waren denn auch die stärksten Triebkräfte der *conquista*.<sup>9</sup> Das Gold sollte nicht nur der persönlichen Bereicherung dienen, sondern auch, wie sein Tagebuch sagt, der Rückeroberung Jerusalems. Denn nach Joachim von Fiorens Weissagung wird «aus Spanien kommen, der die Arche nach Zion zurückbringen wird». Warum ausgerechnet Jerusalem? Weil die heilige Stadt die Hauptstadt des Tausendjährigen Reiches Christi sein soll, mit dem die Weltgeschichte vollendet wird. Und warum die Spanier? Nach der Politischen Theologie der spanischen Staatstheologen, der sog. Quintomonarchianer, ist die christliche Weltmonarchie nichts Geringeres als die «fünf-

te Monarchie», die nach Daniel 7 die vier bestialischen Weltmonarchien, zuletzt die römische, ablösen wird.<sup>10</sup> Sie ist das Reich des Menschensohns, in welchem die Heiligen des Höchsten die Welt beherrschen und die Völker richten werden. Mit dem «Stein Daniels» (Dan 2) oder mit dem «Feuer von oben» (Dan 7) werden alle anderen Weltreiche zerstört, bis endlich die Menschheit «eine Herde unter einem Hirten» ist. Nach dem «Messianismus in den iberischen Kulturen» wird diese christliche Weltmonarchie bis ans Ende der Geschichte dauern. Sie ist die «neue Weltordnung», wie die Spanier lange vor der Gründung der USA sagten. Das ist im messianischen Sinne «Die Neue Welt». «*Novus ordo seclorum*» steht auf dem Siegel der USA und auf jeder 1-Dollar-Note. Das ist der «messianische Glaube unserer Väter» und die «neue Weltordnung», die jeder US-Präsident in seiner Inauguralrede beschwört.<sup>11</sup> Die USA haben die beiden Weltkriege entschieden und sind nach dem Zerfall des Sowjetimperiums sogar die einzige bestehende Supermacht. Mit gewissem Recht nannte Henry Luce das 20. Jahrhundert darum «das amerikanische Jahrhundert». Das 21. Jahrhundert sieht zurzeit nicht anders aus.

### Die Vision der «Neuzeit»

Welche Hoffnungen motivierten die moderne Zivilisation in der «alten Welt»? Es war und ist die Vision der «Neuzeit».

Der mobilisierende und orientierende Deutungsrahmen für den Aufstieg Europas zur Weltherrschaft ist in zwei Symbolen der Zukunftshoffnung zu erkennen: *erstens* der Erwartung einer Vollendung der Geschichte im «Tausendjährigen Reich», in welchem Christus mit den Seinen herrschen und die Völker richten wird, und *zweitens* in der Erwartung einer Vollendung der Geschichte im «Dritten Reich» des Geistes, welches nach der Prophetie Joachim von Fiorens das Reich des Vaters und das Reich des Sohnes ablösen und vollenden soll. Beide Geschichtserwartungen nennt man «chiliasmisch» oder «millennaristisch», ihre Motivierung der Gegenwart «messianisch».<sup>12</sup> Es ist ihnen gemeinsam, daß dort, wo sie wirksam werden, nicht mehr die Vergangenheit über die Gegenwart herrscht wie in den traditionellen Gesellschaften, sondern die Zukunft die Priorität in der Zeiterfahrung erhält. Damit wird die «moderne Gesellschaft» geboren. Beiden gemeinsam ist ferner, daß sie die Vollendung der Geschichte in einer geschichtlichen Zukunft sehen, nicht in einer Katastrophe, die Geschichte abbricht. Damit wird in der Tat die Vergangenheit zum «Prolog der Zukunft», und die Zeiten lassen sich auf ihre Vollendung hin in Stufen oder Fortschritten gliedern. «Einem Kompaß vergleichbar, der uns im Raum Orientierung gibt und uns befähigt, ihn zu erobern, gibt der eschatologische Kompaß Orientierung in der Zeit, indem er auf das Reich Gottes als das letzte Ziel und Ende hinweist.»<sup>13</sup> Seit dem 17. Jahrhundert gingen Wellen chiliasmischer, messianischer und apokalyptischer Hoffnungen durch Europa.<sup>14</sup> Wir fin-

<sup>10</sup>M. Delgado, Die Metamorphosen des Messianismus in den iberischen Kulturen. Eine religionsgeschichtliche Studie. Immensee 1994, S. 39–50. Wenn Karl V. sagt, daß in seinem Reich «die Sonne nicht untergeht», dann war das keine Feststellung, sondern der Anspruch der Christlichen Universalmonarchie: Ein Gott im Himmel – ein Kaiser auf Erden – ein Weltreich, das die ganze Erde beherrscht.

<sup>11</sup>Vgl. E. L. Tuveson, Redeemer Nation. The Idea of America's Millennial Role. Chicago 1968.

<sup>12</sup>Dazu ausführlicher J. Moltmann, Das Kommen Gottes. Christliche Eschatologie. Gütersloh 1995 (Kapitel III. Geschichtliche Eschatologie).

<sup>13</sup>K. Löwith, Weltgeschichte und Heilsgeschehen. Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie. Stuttgart 1953, S. 26. Löwith wollte nachweisen, daß der moderne Fortschrittsglaube eine Säkularisierung der christlichen Eschatologie darstellt. Er hat aber nicht erkannt, daß es sich dabei nur um die Säkularisierung des christlichen Chiliasmus, nicht aber der ganzen christlichen Eschatologie handelt. Nur wenn man auf eine «Vollendung» der Weltgeschichte hofft, kann man von ihren «Fortschritten» sprechen. Löwith hat die christliche Apokalyptik nicht beachtet, in der man die Kehrseite des christlichen Chiliasmus sehen muß. Darum heißt sein Buch auch nicht «Weltgeschichte und Unheilsgeschehen», obgleich diese Zusammenstellung nach 1945 doch viel plausibler gewesen wäre.

<sup>6</sup>Zur Vorstellung der «Weltseele» siehe H. R. Schlette, Weltseele. Geschichte und Hermeneutik. Frankfurt/M. 1993.

<sup>7</sup>C. Merchant, The Death of Nature. Women, Ecology and the Scientific Revolution. San Francisco 1989; M. Suutala, Zur Geschichte der Naturzerstörung. Frau und Tier in der wissenschaftlichen Revolution. Frankfurt/M. 1999.

<sup>8</sup>E. Bloch, Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/M. 1959, S. 873ff: Eldorado und Eden.

<sup>9</sup>G. Gutiérrez, Gott und Gold. Freiburg/Brsg. 1990.

den sie im jüdischen Messianismus des Sabbatai Zwi, in der puritanischen Apokalypse bei Oliver Cromwell, in der «prophetischen Theologie» der Holländer und in der «Erwartung zukünftiger besserer Zeiten» im beginnenden deutschen Pietismus bei Amos Comenius, Philip Jakob Spener und den Württembergern Johann Albrecht Bengel und Friedrich Öttinger. Sie alle verschmolzen die Hoffnung auf das in Bälde anbrechende Millennium Christi mit der antiken Erwartung des «Goldenen Zeitalters», das nach Vergil das «eiserne Zeitalter» ablösen soll. Solche Enderwartungen hat es im Christentum immer gegeben. Mit dem Beginn der Moderne im 17. Jahrhundert aber entsteht die neue Zeitanzeige: Jetzt ist die Zeit der Erfüllung gekommen, heute kann diese Hoffnung verwirklicht werden. Nach «Altertum» und «Mittelalter» beginnt jetzt die «Neuzeit», das ist die Vollendungszeit. Jetzt wird die Weltgeschichte vollendet. Jetzt wird die Menschheit vollkommen. Jetzt beginnt der Fortschritt ungehindert auf allen Gebieten des Lebens, es wird keine qualitativen Umbrüche mehr geben.

Lessings berühmte Abhandlung «Die Erziehung des Menschengeschlechts» 1777 wurde zur Grundlagentext der deutschen Aufklärung. Lessing fühlte sich als Prophet des von Joachim von Fiore angesagten «Dritten Zeitalters des Geistes». «Es kommt die Zeit», in der jeder Mensch die Wahrheit selbst, ohne Vermittlung der Kirche, erkennt und das Gute tut, weil es das Gute ist, nicht aus Furcht vor Strafen. Diese «Neuzeit» beginnt «jetzt» mit dem Übergang von Menschen aus dem «historischen Kirchenglauben» zum «allgemeinen Vernunftglauben». Gottes historische Offenbarung wird zur Verheißung dessen, was Menschen jetzt selbst erkennen können. Gottes verborgene «Vorsehung» wird zum offenbaren pädagogischen Erziehungsplan für die aufsteigende und vorwärtsstrebende Menschheit.<sup>15</sup>

Auch bei Immanuel Kant finden wir dieses chiliastische Pathos des Übergangs der Menschheit in die Neuzeit des reinen Vernunftglaubens.<sup>16</sup> Die Französische Revolution, für fromme Christen ein Zeichen der Apokalypse des Antichristen, war für ihn ein «Geschichtszeichen» für die Entwicklung des Menschengeschlechts zum Besseren. Was einst «Reich Gottes» genannt wurde, wurde für Kant zum Symbol für das ethische Ziel, dem sich die Menschheit unendlich annähern sollte. Dazu gehört auch seine Vision von der «vollkommenen bürgerlichen Vereinigung in der Menschengattung» zu einem «Völkerbund», der «ewigen Frieden» garantieren wird. Denn Frieden ist die Verheißung der Menschenrechte.

Beachtet man diesen Messianismus der Neuzeit in Europa, dann wundert es nicht, daß für Kant die religiöse Frage nicht heißt: Was verbindet uns mit dem Ursprung in der Vergangenheit? Oder: Was gibt uns Halt in der Ewigkeit?, sondern: Was darf ich hoffen? Allein eine Zukunft, auf die man «hoffen darf», kann dem Leben in der geschichtlichen Zeit, den geschichtlichen Taten und Leiden Sinn geben: «Ende gut – alles gut.» «Zukunft» in

<sup>14</sup> Siehe J. Taubes, *Abendländische Eschatologie*. (1947), München 1991. Da er nur deutsche Quellen bearbeitet, weise ich hin auf R. Bauckham, *Tudor Apocalypse. Sixteenth Century Apocalypticism, millenarism and the English Reformation*. From John Bale to John Foxe and Thomas Brighman. Oxford 1975. Marjorie Reeves (Joachim of Fiore and the Prophetic Future. London 1976) zeigt, wie stark auch der englische Protestantismus und die englische Aufklärung von Joachims messianischem Geist beeinflusst waren. Von beträchtlicher Wirkung war nicht zuletzt das Buch des Oberrabbiners von Amsterdam Manasseh ben Israel (*Spes Israelis*. 1650), das Oliver Cromwell gewidmet war und die Wiederzulassung der Juden in den britischen Inseln bewirkte. Dazu: Avihu Zakai, *Exile and Kingdom. History and the Apocalypse in the Puritan Migration to America*. Cambridge 1992; Ders. *From Judgement of Salvation. The Image of the Jews in the English Renaissance*, in: *WTJ* 59 (1997) S. 213–230.

<sup>15</sup> K. Aner, *Die Theologie der Lessingzeit*. Halle 1929; W. Philipp, *Das Werden der Aufklärung in theologiegeschichtlicher Sicht*. Göttingen 1957.

<sup>16</sup> I. Kant, *Das Ende aller Dinge* (1794); *Ob das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren sei?* (1798). In «Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht» (1784) schreibt er: «Man sieht; die Philosophie könne auch ihren *Chiliasmus* haben.» (Achter Satz).

diesem pathetischen, religiös aufgeladenen Sinn wurde für die moderne Welt zum neuen «Paradigma der Transzendenz».

Das 19. Jahrhundert, das nach den markanten Zäsuren in Europa 1789 begann und 1914 endete, war ein Zeitalter der Anfänge, der Utopien und der Revolutionen. Was früher nur erhofft werden konnte, sollte jetzt «verwirklicht» werden. Zum ersten Mal sah man die Alternativen zum bestehenden schlechten Zustand der Welt nicht im Jenseits, sondern im zukünftigen Diesseits, nicht in einer anderen Welt, sondern in den realen Veränderungen dieser Welt.

Aus der Französischen Revolution entstand die demokratische Vision der Volkssouveränität auf der Basis der Menschen- und Bürgerrechte und das große Versprechen: «Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit» (die «Schwesterlichkeit» mußte später hinzugefügt werden). Aus England kam die industrielle Revolution, Schwester der demokratischen Revolution<sup>17</sup>, mit dem Versprechen allgemeinen Wohlstands und des größten Glücks für die größtmögliche Zahl von Menschen. Die sozialistische Revolution sollte die demokratische Revolution durch die «klassenlose Gesellschaft» im «Reich der Freiheit» vollenden, das sich auf dem industriellen «Reich der Notwendigkeit» aufbaut.

Das Fortschrittsbewußtsein, durch immer neue wissenschaftliche Entdeckungen und technische Erfindungen beflügelt, vertraute auf einen Anfang ohne Ende. Große Geschichtstheorien, wie die von Auguste Comte, Hegel und Marx, stellten die geschichtlichen Fortschritte in das Licht der Weltvollendung, während die europäischen Großmächte sich den Rest der Welt in ihren Kolonialreichen aufteilten, sicher mit der bösen Absicht, die Welt zu beherrschen, aber auch mit der guten Absicht, der Erziehung und Entwicklung der rückständigen, unterentwickelten Menschheit zu dienen.

Durch das ganze 19. Jahrhundert pflegten die gebildeten Schichten in Europa den Traum der moralischen Verbesserblichkeit der Menschen. Dieser moralische Optimismus hatte auch eine alte chiliastische Voraussetzung. Nach der geheimen Offenbarung Kap. 20, 2–4, wird im Tausendjährigen Reich Christi der «Satan für 1000 Jahre gebunden», so daß sich das Gute ungehindert ausbreiten kann. Um das Jahr 1900 erschien die Erfüllung dieser europäischen Großmachtsträume in greifbarer Nähe: Nach dem Boxer-Aufstand gingen sie daran, sich das letzte noch unabhängige Land, China, aufzuteilen. Alle christlichen Missionen stürzten sich auf das angeblich rückständige Volk der Chinesen mit der endzeitlichen Hoffnung der «Evangelisierung der Welt in dieser Generation» (John Mott).

Die Signatur dieses Zeitalters waren Fortschritt und Evolution, Wachstum und Expansion, Utopien und Revolutionen der Hoffnung.

### Das Zeitalter der Katastrophen

Eines der bewegendsten Symbole für den Umschlag vom hoffnungsvollen Fortschritt zu den grauenhaften Katastrophen der modernen Welt stammt von Walter Benjamin. Es ist sein Engel der Geschichte:<sup>18</sup>

«Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen, und seine Flügel sind ausgespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm

<sup>17</sup> Diese These hat im Blick auf Hegel schon Joachim Ritter vertreten (Hegel und die französische Revolution. Köln-Opladen 1957).

<sup>18</sup> W. Benjamin, *Illuminationen. Ausgewählte Schriften*. Frankfurt/M. 1961, S. 272f; dazu G. Scholem, *Walter Benjamin und sein Hegel*. Frankfurt/M. 1983; St. Mosès, *Der Engel der Geschichte*. Franz Rosenzweig, Walter Benjamin, Gershom Scholem. Frankfurt/M. 1994.

## Burg Rothenfels 2001

**Liturgie im «Vorhof der Heiden» – Rituale des Glaubens gestalten und feiern** mit Dr. Gotthard Fuchs, Prof. Dr. Benedikt Kranemann, Dr. Brigitte Enzner-Probst, Prof. Dr. Albert Gerhards, Dr. Reinhard Hauke, Prof. Dr. Siegfried Wiedenhofer, Ernst Werner, Tillmann-Haberer u.a. vom 14. bis 16. Februar 2001

**Leben als gläubige Muslime in Deutschland** – Ein Gespräch mit Dr. Gerdien Jonker, Barbara Berreßen, Hamideh Mohaghegi, Dr. Sabiha Al-Zayat u.a. vom 9. bis 11. März 2001

**Woran Du Dein Herz hängst... an Gott glauben im Zeichen des Kapitalismus** – Öffentliches Streitgespräch über Thomas Rusters Thesen mit Prof. Dr. Thomas Ruster, Prof. Dr. Thomas Pröpper, Prof. Dr. Michael Ebertz, Dr. Gotthard Fuchs, Dr. Ottmar John, Carl Amery vom 30. März bis 1. April 2001

**Information und Anmeldung: Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels, Tel.: 09393-99999, Fax: 99997, E-Mail: verwaltung@burg-rothenfels.de**

weht vom Paradies her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.» Wo finden wir diese «Trümmer auf Trümmer», die unser Fortschritt in der Geschichte hinterlassen hat?

*Erstens:* Die schöne messianische Oberseite der europäischen Geschichte hat ihre häßliche apokalyptische Unterseite. Der siegreiche Fortschritt der europäischen Völker im 19. Jahrhundert hat zum verlustreichen Rückschritt der anderen Völker geführt. Die moderne Welt ist nur zu einem Drittel die moderne erste Welt, zu zwei Dritteln ist sie die moderne dritte Welt. Die «Neuzeit» hat beide produziert, die Moderne und die Submoderne, wie ich sie nennen möchte. Für die unterdrückten, lange Zeit versklavten, in jedem Fall ausgebeuteten Völker der dritten Welt ist der Messianismus der europäischen Neuzeit nie etwas anderes gewesen als die Apokalypse ihrer Vernichtung. Erst die massenhafte Versklavung der Afrikaner von 1496 bis 1888 hat die koloniale Latifundienwirtschaft in Amerika möglich gemacht. Zucker, Baumwolle, Kaffee und Tabak galten als «Sklavenernten». Erst das Gold und das Silber aus Lateinamerika hat die Kapitalien geschaffen, mit denen die Industriegesellschaft Europas aufgebaut wurde.<sup>19</sup> Aus dem transatlantischen «Dreieckshandel» – Sklaven aus Afrika nach Amerika, Rohstoffe und Edelmetalle aus Amerika nach Europa, Waren und Waffen aus Europa nach Afrika – erwuchs der Reichtum der europäischen Länder. Aber er zerstörte durch Menschenhandel die Reiche und Kulturen in Afrika und durch Exportwirtschaft die Subsistenzwirtschaft in Amerika und brachte die Völker dort der europäischen Entwicklung zum Opfer.

*Zweitens:* Nicht viel anders ist es der Natur der Erde ergangen. Der Beginn der modernen Industriegesellschaft war auch der Anfang vom «Ende der Natur».<sup>20</sup> Die Ausbreitung der wissenschaftlich-technischen Zivilisation, wie wir sie bisher kennen, hat zur Ausrottung von immer mehr Arten von Pflanzen und Tieren geführt. Durch die Abgase der Industrie entsteht jener «Treibhauseffekt», der das Erdklima in den nächsten Jahren folgeschwer verändern wird. Regenwälder werden abgeholzt, Wiesen überweidet, die Wüsten wachsen. Die Weltbevölkerung hat sich in den letzten 60 Jahren – meiner Lebenszeit – vervierfacht und wird weiter wachsen. Lebensmittelbedarf und Müllausstoß werden proportional wachsen. Das Ökosystem des blauen Planeten gerät aus der Balance. Es handelt sich nicht nur um eine Krise der natürlichen Umwelt, sondern auch um eine Krise der industriellen Welt selbst. Die Zerstörung der Natur, die wir täglich mit eigenen Augen sehen, gründet in einem ge-

<sup>19</sup> Dafür immer noch grundlegend: E. Galeano, Die offenen Adern Lateinamerikas. Die Geschichte des Kontinents von der Entdeckung bis zur Gegenwart. Erw. Neuauflage, Wuppertal 1981. Zur Geschichte der Sklaverei. D. P. Mannix, M. J. Cowley, Black Cargoes. A History of the Atlantic Slave Trade. New York 1962.

<sup>20</sup> W. Leiss, The Domination of Nature. New York 1972; B. McKibben, The End of Nature. New York 1989.

störten Verhältnis der modernen Menschen zur Natur: Es ist nicht möglich, sich zum Herrn und Eigentümer der Natur zu machen, wenn man selbst nur ein «Teil der Natur» und auf diese angewiesen ist. Die moderne Herrschaftskultur hat ihre eigene Unterseite produziert, die durch das Verschwinden der natürlichen Lebensräume deren Katastrophe anzeigt. Hier sind Benjamins «Trümmer auf Trümmer gehäuft» klar zu erkennen: Sehen wir auf die Entwicklung der neuesten Industrieprodukte in EX-PO 2000, bekommen wir Fortschrittsgefühle, sehen wir die wachsenden Müllhalden in Erde, Meer und Luft, dann beschleichen uns Katastrophenängste. Rechtfertigt unser Fortschritt dieses Opfer?

*Drittens:* Im Ersten Weltkrieg 1914–1918 zerstörten sich die europäischen, christlichen Großmächte gegenseitig. Es war ein Vernichtungskrieg ohne erkennbare Kriegsziele auf irgendeiner Seite, Symbol dafür wurde die Schlacht um Verdun 1916.<sup>21</sup> Sie sollte nach deutscher Vorstellung eine «Abnutzungsschlacht» werden. Der Vernichtungsgedanke beherrschte das militärische Denken, nicht die Hoffnung auf den Sieg. Nach sechs Monaten gab es über 600 000 Tote und fast keine Geländegewinne oder -verluste. Die Deutschen begannen den Gaskrieg und gewannen nichts. Aus der patriotischen Kriegsbegeisterung 1914 wurde die nackte Bestialität des reinen Nihilismus. «The lamps are going out all over Europe», sagte der englische Außenminister Edward Grey, «and we shall not see them lit again in our lifetime». Damit gingen auch die Lichter der Aufklärung und des glorreichen Fortschritts in eine bessere Welt aus. Es war, als ob sich der Fortschritt gegen sich selbst gekehrt habe und seine eigenen Kinder auffraß. Was wir im 20. Jahrhundert erlitten haben und erleiden, ist Apokalypse ohne Hoffnung, Vernichtung ohne Rechtfertigung, pure Lust an Folter, Vergewaltigung und Mord. Der «Untergang des Abendlands» wurde in Europa mit dem Trieb zur Selbstzerstörung betrieben. Das Zeitalter, das 1914 begann und dessen Ende wir nicht kennen, wurde zum «age of anxiety» (W. D. Auden).

Der Zweite Weltkrieg 1939–1945 setzte das nihilistische Vernichtungswerk der modernen Welt fort. Getarnt unter den mißbrauchten Hoffnungssymbolen vom «Dritten» oder «Tausendjährigen Reich» wurde in Deutschland die «Endlösung der Judenfrage» in Auschwitz betrieben und die sogenannten «Ostvölker» durch Arbeit und Hunger ausgerottet. Die Selbstzerstörung Deutschlands wurde 1945 mit zynischen Bemerkungen seines «Führers» quittiert. Es begannen die Völkerverreibungen, denen Millionen zum Opfer fielen. Japan wurde im August 1945 mit zwei Atombomben, die Hunderttausende auf der Stelle töteten, bestraft. Die nackte, d.h. keiner Legitimation bedürftige Gewalt und die rücksichtslose «Macht der Durchsetzung» wurden im faschistischen Diktatorkult gefeiert. In der Sowjetunion vernichtete Stalin ganze Klassen und Bevölkerungen durch Hunger zuerst, dann durch Arbeit und Krankheit in seinem «Archipel Gulag». Mao Tse-tung übernahm diesen Partei- und Staatsterrorismus von oben. Zahlreiche kleinere Machtmenschen lernten den Mord an der eigenen Bevölkerung von ihnen. «Ethnische Säuberung» heißt das Unwort dieser Jahre. Der Rückfall in längst überwunden geglaubte Formen persönlicher Grausamkeit gegen Schwächere auf dem Balkan, in Afrika und jetzt auch in Deutschland ist erschreckend. Es wäre zynisch, heute noch von moralischen Fortschritten der Menschheit durch Zivilisation zu sprechen. Hitler und Stalin und alle ihre willigen Helfer haben uns von der ungebrochenen Macht des «radikal Bösen» überzeugt. Darum halten wir Weltuntergangsszenarien, Zerstörungphantasien und «Apocalypse now»-Filme für realistischer als die schönen Hoffnungsbilder des 19. Jahrhunderts vom goldenen Zeitalter und ewigen Frieden. (Schluß folgt)

Jürgen Moltmann, Tübingen

<sup>21</sup> G. Werth, Verdun. Die Schlacht und der Mythos. Bergisch-Gladbach 1982, S. 53, über die deutsche Heeresführung und -planung: «Der «Vernichtungsgedanke» beherrschte das militärische Denken der Jahrhundertwende.» In Verdun wollte man nicht siegen wie in Sedan 1870, sondern «vernichten».

# Wenn die Zeit rückwärts fließt

Erzählen gegen die Zeit in Aichingers *Spiegelgeschichte* und Carpentiers *Links der Uhr*

Eine reizvolle Idee für eine Kurzgeschichte: die gängige Vorstellung, daß wir in der Stunde des Todes unser ganzes Leben noch einmal wie in einem Film Revue passieren lassen. Wie also könnte eine Erzählung zu diesem Thema beginnen? Mit dem Tod eines Menschen als Eingangsszene, dessen Leben dann in einer ausführlichen Rückblende im Zeitraffer vor dem Leser abgespult wird? In ihrer berühmten *Spiegelgeschichte*, für die sie 1952 den Preis der Gruppe 47 erhielt, hatte Ilse Aichinger (\*1921) eine raffiniertere Idee: Sie erzählte in dieser Kurzgeschichte ein Leben in umgekehrter Zeitlogik, ließ den Lebensfilm also rückwärts ablaufen. Im Spiegel des Todes erschließt sich so die Lebensgeschichte, jeder Hoffnung auf ein Happy-End beraubt, versteht der Leser allmählich im rückwärtigen Zeitfluß die Zusammenhänge einer tragischen Biographie. Gänzlich unabhängig von Ilse Aichinger kommt verblüffenderweise ein anderer Schriftsteller auf just den selben Einfall<sup>1</sup>: ein Leben rückwärts erzählen zu wollen. Es ist der große Romancier Kubas, Alejo Carpentier (1904–1980). Die beiden Titel, die er seiner 1956 geschriebenen Kurzgeschichte gegeben hat, verraten schon die Erzählidee: *Links der Uhr* oder *Reise zum Ursprung*. Zwei mit Preisen dekorierte literarische Hochkaräter ihrer Geburtsländer widmen sich also demselben Thema: Im Alten Kontinent eine Frau aus Österreich, Tochter einer jüdischen Ärztin und eines Lehrers, deren einziger Roman «Die größere Hoffnung» die Verfolgung der Juden im Dritten Reich aufarbeitet, und jenseits des Atlantiks ein Mann aus Kuba, Sohn eines ausgewanderten französischen Architekten und einer russischen Lehrerin, dessen gewaltiges Opus von historischen Romanen sich der literarischen Aufarbeitung der Geschichte Lateinamerikas widmet. Daß zwei so verschiedene Autoren an ein und dasselbe Thema höchst unterschiedlich herangehen, erstaunt nicht. Die Frage, worin denn nun die Andersartigkeit dieser beiden themengleichen Geschichten im Einzelnen besteht, kann nicht zuletzt die Eigenart lateinamerikanischen Erzählens exemplarisch ausgesprochen erhellen.

## Erzählen in europäischer Tradition

«Wenn einer dein Bett aus dem Saal schiebt, wenn du siehst, daß der Himmel grün wird, und wenn du dem Vikar die Leichenrede sparen willst, so ist es Zeit für dich, aufzustehen, leise, wie Kinder aufstehen...» So beginnt Ilse Aichinger<sup>2</sup>, die in diesem Jahr ihren 80. Geburtstag feiern wird, ihre *Spiegelgeschichte*.<sup>3</sup> Sie wird die zweite Person Singular über die ganze Kurzgeschichte hinweg durchhalten und dadurch kunstvoll offen lassen, wer sich denn hinter der eigentlichen Erzählstimme verbirgt, welche das Du der Geschichte und gleichzeitig den Leser, die Leserin anredet.

Ein zweiter Kunstgriff, ermöglicht durch die Du-Anrede: erst allmählich kann der Leser erschließen, daß die Hauptfigur der Geschichte eine Frau ist, und zwar eine noch junge Frau, wie wir auch erst langsam erkennen. So formt sich das Bild der Protagonistin erst im Prozeß des Lesens, muß vom Leser mehrfach entworfen oder korrigiert werden, so als stelle man eine Gestalt im Fokus einer Kamera erst schrittweise in scharfen Umrissen ein. Ein Mensch stirbt. Schon mit dem ersten Satz der Kurzgeschichte ist dieses ihr Thema klar. Dieses reale Sterben eines Men-

schen macht Ilse Aichinger hörbar durch die Stimmen der im Sterbezimmer Anwesenden, die an wenigen markanten Punkten der Erzählung zu Wort kommen. «Die Fieberträume lassen nach», sagt eine Stimme hinter dir, «der Todeskampf beginnt!» (277) Diese erste Stimme markiert den Todeszeitpunkt, von dem aus sich die Zeitstrahlen der Erzählung außerordentlich kunstvoll in die Zukunft und Vergangenheit der Sterbenden erstrecken. Und während die Krankenschwestern flüsternd das Sterben kommentieren – «Das ist der Todeskampf!» (280), «Es dauert nicht mehr lange... es geht zu Ende!» (281) –, weist die Erzählstimme diese Aussagen nachdrücklich zurück: «Ach die! Was wissen die?» (277) «Die laßt nur reden.» (280) Ein solcher kurzer, chorartiger «Dialog» beschließt auch die Geschichte und hält ihr Ende buchstäblich offen: «Es ist zu Ende → sagen die hinter dir, «sie ist tot!» Still! Laß sie reden!» (283). Stirbt hier ein Mensch?

Gegen die routinierten Kommentare der professionellen Sterbebegleiterinnen im Krankenhaus weiß die geheimnisvolle Erzählstimme um die Möglichkeit des «Aufstehens» und «Erweckens» der Toten. Bewußt spielt Ilse Aichinger mit diesen Vokabeln biblischer Auferstehungshoffnung. Bibelkundigen Lesern ruft sie schon im ersten Satz die neotestamentarische Szene von der Auferweckung der kleinen Tochter des Jairus vor Augen, in der Jesus die Worte «talita kum – Mädchen, ich sage dir, steh auf» (Mk 5,41) genauso eindringlich zuruft wie die Erzählstimme Aichingers dem angesprochenen Du ihre Imperative: «Laß es geschehen!» (274) «Warte noch!» (277) «Geh jetzt!» (277).

Auf diesem Spannungsbogen zwischen dem tatsächlichen Sterben eines Menschen und der angedeuteten «größeren Hoffnung» über den Tod hinaus ermöglicht Ilse Aichinger es dem Leser ihrer Geschichte, das Leben der Protagonistin zu rekonstruieren. Sie tut dies in raffiniertem Umgang mit den Zeitebenen und blendet zuerst in die «Zukunft» der Sterbenden, nämlich ihre Beerdigung: «Aber da hat er schon begonnen, der Vikar» (274), so ruft sie die Beerdigungsszenerie auf und läßt von da an den Zeitfluß rückwärts laufen. Die Predigt des unsicheren Vikars gleitet in umgekehrter Zeitlogik von schneller Zuversicht in Hilflosigkeit über! Der einzige Trauernde, ein junger Mann, nimmt seinen Kranz verlegen zurück, die Träger heben den Sarg aus dem Grab hervor, und der Leichenwagen macht sich zurück auf den Weg in die Leichenhalle, wo die Tote eine Nacht und einen Tag in völliger Ruhe liegt. Der verzweifelt weinende junge Mann, der Weg auf der Bahre zurück ins Sterbezimmer – gekonnt erzählt Aichinger rückwärts bis kurz vor dem eigentlichen Moment des Sterbens: «Sie öffnen deine Augen; und die funkeln weiß. Sie sagen jetzt auch nichts mehr davon, daß du friedlich aussiehst, dem Himmel sei Dank dafür, es erstirbt ihnen im Munde.» (276f.)

Das Rückwärtserzählen läßt also die Stimmen verstummen, will Geschehenes rückgängig machen. Wir können erahnen, daß die junge Frau ganz alleine stirbt, im Moment des Todes «will keiner Zeuge sein» (277). Vom Todeszeitpunkt als Scharnier der Kurzgeschichte aus kann Ilse Aichinger nun weiter das ganze kurze Leben der jungen Frau rückwärts erzählen in einem sich immer mehr beschleunigenden Zeitraffer: Wir erfahren die Ursache ihrer todbringenden Schmerzen, den Besuch bei einer alten Kurpfuscherin, von der die junge Frau nun verlangt: «Mach mir mein Kind wieder lebendig!» Und tatsächlich, rückwärts erzählt ist es möglich, daß die Abtreibung rückgängig gemacht und das Ungeborene wieder lebendig wird. Der Vater des Kindes ist, das konnte man schon ahnen, der junge Mann am Grab, dessen erstes Wort nun im Rückfluß der Ereignisse der Name jener Hafengasse ist, wo die alte Kurpfuscherin wohnt. Er also wollte die Abtreibung, obwohl er vor – nein nach – den heimlichen Treffen in einem unbewohnten Haus noch von gemeinsamen Kindern

<sup>1</sup> Im Bereich des Dramas hat Harold Pinter in *Betrayal/Betrug* den ähnlichen Versuch unternommen, eine Liebesgeschichte rückwärts zu erzählen.

<sup>2</sup> Vgl. Samuel Moser, Hrsg., Ilse Aichinger. Leben und Werk. Frankfurt/M. 1995; Beatrice Eichmann-Leutenegger, Morgenröte unterm Schnee...» Zum 75. Geburtstag von Ilse Aichinger, in: Orientierung 60 (1996), S. 213–215.

<sup>3</sup> In: Ilse Aichinger, Werke in einem Band. Frankfurt/M. 1986, S. 274–283. Seitenangaben im folgenden in Klammern.

gesprochen hatte. «Immer fremder» werden sich die beiden Liebenden im raschen Rückfluß des Gewesenen, bis sie eines Tages nicht einmal ihre Namen mehr kennen, ja bis sie sich zum erstenmal begegnen. Ilse Aichinger hilft erklärend: «Zum erstenmal, das heißt: nie wieder.» (281)

Auf den letzten zwei Seiten fließt die Zeit nun schneller und schneller rückwärts, die Liebenden trennen sich ohne Schmerz, die junge Frau wird wieder Schülerin, durchheilt die Schuljahre, wird Kleinkind, betrauert den Tod der Mutter, spielt, kriecht, schaut und ist endlich schwach genug für den Tag ihrer Geburt. Geborenwerden und Sterben, beide Zeitströme fließen am Ende der Geschichte ineinander, ein Lebenskreis schließt sich.

*Spiegelgeschichte* nennt Ilse Aichinger dieses gewagte Spiel mit der Zeit, und in der zentralen Metapher des Spiegels erklärt sich das Thema der Geschichte. Der blinde Spiegel in der Kammer der «Engelmacherin» gibt der jungen Frau die Kraft, ihr Leben noch einmal gespiegelt zu sehen. Der Spiegel, um den nur die junge Frau weiß, ermöglicht dieses Leben vom Ende her: «Im Spiegel sagt man alles, daß es vergessen sei... Der Spiegel spiegelt alles.» (279) Wie der Spiegel ein Gesicht, die ganze Welt seitenverkehrt zeigt, erzählt die Spiegelgeschichte ein Leben in verkehrter Zeitlogik und stiftet ihm damit einen neuen Sinn. Nicht das tragische Sterben einer jungen Frau steht am Ende, sondern ihre Geburt.

Die Schuld des jungen Mannes am Tod der Frau kann im Rückspiegel der Zeit vergessen, die Abtreibung rückgängig gemacht, die verlorengegangene Unschuld wieder gewonnen werden. Getanes wird ungeschehen, Gesagtes verstummt, die junge Frau erlernt das Schweigen, und so kann die Erzählstimme auch paradox schließen «Still. Laß sie reden.»

### Erzählen in lateinamerikanischer Tradition

Ging es bei Ilse Aichinger um Leben und Sterben einer jungen Frau, so wählt sich der kubanische Romancier Alejo Carpentier<sup>4</sup> einen alten Mann zum Helden seiner Geschichte *Links der Uhr*. Doch wie anders der Ton seiner Erzählung! Während Aichingers bitter-karge Sprache eine ernste, ja tragische Stimmung erzeugt, liegt über Carpentiers themengleicher Geschichte ein heiterer, manchmal geradezu komischer Grundton. Alejo Carpentier liebt das Spiel mit der Sprache, er schweigt in gesuchten, seltenen Vokabeln, baut artifizielle, komplizierte Satzgefüge, schweift andeutungsreich ab und umgibt seinen eigentlichen Erzählkern mit einem kunstvollen Rahmen.

Dieser Rahmen stellt die Idee vom rückwärtserzählten Leben in einen genuin lateinamerikanischen Zusammenhang, wie er mit dem – später noch näher zu erläuternden – Etikett vom «magischen Realismus» durchaus hilfreich beschrieben wird. Denn es ist die Magie eines alten Afrokubaners, welche die Ereignisse der Erzählung in Gang setzt: Der Alte hatte zugesehen, wie ein prächtiges Herrschaftshaus abgerissen wird. Als die Bauarbeiter am Abend gegangen sind, «vollführte der alte Neger... seltsame Bewegungen und ließ seinen Stock über einem Friedhof aus Fliesen kreisen.»<sup>5</sup>

Diese kultischen Zauberhandlungen bewirken nun, daß die leitmotivisch die Erzählung bestimmenden Uhren rückwärts laufen, die ausgerissenen Fliesen zurück auf die Zimmerböden fliegen und das abgerissene Haus wieder ersteht. Den Besitzer des Hauses, Don Marcial, findet der Leser auf dem Totenbett, doch rasch schlägt er die Augen auf «Als der Arzt mit berufsmäßiger Trostlosigkeit den Kopf schüttelte, fühlte sich der Kranke besser.» (46) Augenzwinkernd macht Carpentier sich und dem Le-

ser ein Vergnügen daraus, konsequent die Zeitlogik auf den Kopf zu stellen und so eine neue Erzähllogik zu schaffen. Und auch die Umstände des Todes von Don Marcial sind durchaus nicht tragisch, sondern tragen eher komische Züge, ahnen wir doch, daß ein Schäferstündchen mit einer Mätresse Auslöser seines todbringenden Schwächeanfalls war.

Zwar ist auch Don Marcials Lebensgeschichte voll von Niedergang, Unglück und Verlust: Seine Villa stand kurz vor der Versteigerung, seine Ehefrau muß bei einem Unfall ertrunken sein, wie der Leser aus den Prophezeiungen einer alten Negerin und den Sätzen schlußfolgern muß: «Damals geschah es, daß die Marquesa an einem Nachmittag von ihrem Spaziergang am Ufer des Almendares zurückkehrte. Die Kutschpferde hatten keine andere Feuchtigkeit als ihren Schweiß in den Mähnen.» (47) Doch gewinnt diese Geschichte des eigentlichen Niedergangs einer Familie im Rückwärtserzählen eine beschwingte Fröhlichkeit: «Marcial, stürmischer als zuvor, pflegte ganze Nachmittage in der Umarmung der Marquesa zu verbringen. Krähenfüße, Runzeln und Doppelkinne verschwanden, dem Fleisch kehrte die Festigkeit zurück. Eines Tages füllte ein Geruch nach frischer Farbe das ganze Haus.» (48)

Sinnenfroh erzählt Carpentier von der Hochzeitsnacht des Paares, danach von der umgekehrten Hochzeitszeremonie: «die Neuvermählten gingen, wie es Brauch ist, in die Kirche, um ihre Freiheit wiederzuerlangen.» (48) Endlich wieder minderjährig genießt Marcial seine Jugend, vergißt aber bald Frauen wie seine scholastische Schulbildung, um «seine mystische Krise» zu durchleben, bevölkert «mit Herz-Jesu-Bildern, Osterlämmern, Porzellantauben, Jungfrauen im himmelblauen Mantel...» (52) Marcial wird wieder Kind: «Die Möbel wuchsen... Von diesem Tag an behielt Marcial die Gewohnheit bei, sich auf die Fliesen zu setzen.» (52f.) Aus der Perspektive des Kindes erlebt er den Tod des Vaters, wird zum Komplizen des schwarzen Kutschers Melchior und freundet sich schließlich mit den Hunden des Hauses an. Schnell und immer schneller läßt Carpentier die Zeit «links der Uhr» eilen, bis zurück zur Geburt von Marcial. Doch anders als Ilse Aichinger beendet er seine Geschichte nicht mit der Geburt des Protagonisten, sondern läßt den umgekehrten Zeitraffer in einer kosmischen Vision weiterrasen: «In einem Wirbel von Federn kehrten die Vögel in das Ei zurück... Aus den Wildlederhandschuhen sproßte das Haar... Die Schränke, die Sekretäre, die Betten, die Kruzifixe... folgen in die Nacht hinaus auf der Suche nach ihren alten Wurzeln am Fuß der Wälder... Alles verwandelte sich und kehrte in seinen ersten Zustand zurück. Die Erde wurde zu Erde und hinterließ anstelle des Hauses ein Stück ödes Land.» (57f.)

Doch auch mit dieser radikalen «Reise zum Ursprung», so ja der zweite Titel der Geschichte, schließt Carpentier nicht, sondern knüpft in einer kurzen Schlußpassage noch seinen kunstvollen Erzählknoten. Am Morgen kehren die Bauarbeiter zum abzureißenden Haus zurück und finden die Arbeit getan: «Einer von ihnen erzählte die reichlich verworrene Geschichte einer Marquesa de Capellánias, die eines Mainachmittags zwischen den *malangas* des Almendares ertrunken war. Aber niemand schenkte der Erzählung Beachtung, weil die Sonne von Osten nach Westen zog und die Stunden, die rechts der Uhr wachsen, durch Trägheit verlängert werden müssen, denn sie sind es, die am sichersten in den Tod führen.» (58)

### Auf der Suche nach der anderen Möglichkeit – ein Vergleich

Verblüffend nahe kommen sich die beiden Erzählungen bisweilen, obwohl Alejo Carpentier die frühere Erzählung der Aichinger gewiß nicht gekannt hat. Beide verräteln die Biographie ihrer Protagonisten, indem sie sie rückwärts erzählen. Beide machen ihre Leser zum Komplizen der allmählichen Rekonstruktion dieser Lebensgeschichten. Beide erzählen die eine Idee freilich mit ganz verschiedenartigem Akzent.

Ein Detailvergleich: In beiden Geschichten sehen wir ein Totenbett, davor brennende Kerzen. Wie diese Szene rückwärts er-

<sup>4</sup>Annegret Langenhorst, Alejo Carpentier – der kubanische Chronist Amerikas, in: Dies., Der Gott der Europäer und die Geschichte(n) der Anderen. Die Christianisierung Amerikas in der hispanoamerikanischen Literatur der Gegenwart. Mainz 1998, S. 208–241.

<sup>5</sup>Die Erzählung findet sich in: Alejo Carpentier, Krieg der Zeit. Sieben Erzählungen und ein Roman. Frankfurt 1979, S. 44–58, hier 45. In dieser Taschenbuchausgabe trägt die Erzählung den Titel *Reise zum Ursprung*, in der gebundenen Ausgabe den ebenfalls vom Autor formulierten Titel *Links der Uhr*, unter dem sie hier zitiert ist.

zählen? Ilse Aichinger formuliert lapidar: «Die Kerzen in der kleinen, häßlichen Kapelle werden noch einmal angezündet...» (274) Alejo Carpentier dagegen liebt es, die erzählerischen Einzelheiten ausführlich in raffinierter Anschaulichkeit durchzuspielen: «Die Kerzen wuchsen langsam in die Höhe, verloren ihren ausgeschwitzten Behang. Als sie ihre volle Größe erreicht hatten, löschte eine Nonne sie aus, indem sie einen brennenden Span entfernte. Die Dochte warfen die schwarzen Schuppen ab und waren wieder weiß...» (46)

Ein weiteres Beispiel: Auch wenn die beiden Schriftsteller je einen Abschnitt der Schulzeit ihrer Protagonisten widmen, herrscht in jeder Geschichte ein gänzlich anderer Ton vor. Aichingers Du-Anrede bleibt ernst, fragend: «Aber warte noch ein Jahr, und du darfst wieder über die Schnüre springen und nach den Zweigen haschen... Die fremden Sprachen hast du schon gelernt; doch so leicht bleibt es nicht. Deine eigene Sprache ist viel schwerer. Noch schwerer wird es sein, lesen und schreiben zu lernen, doch am schwersten ist es alles zu vergessen. Und wenn du bei der ersten Prüfung alles wissen mußt, so darfst du doch am Ende nichts mehr wissen... Wirst du still genug sein?» (282)

Carpentier bleibt in der Rückwärtsbewegung konsequenter, spricht nicht vom Lernen, sondern nur vom Vergessen und schreibt in seiner genüßlichen Detailverliebtheit einen vergnüglichen Passus: «Nach mäßigem Examen besuchte er die Klosterschule, wo er die Erklärungen der Priester jedesmal weniger begriff. Die Welt der Ideen entvölkerte sich ihm allmählich... Marcial begnügte sich jetzt mit einer scholastischen Exposition der Systeme und hielt für gut und richtig, was er in jedwedem Text las. Löwe, Vogel Strauß; Walfisch, Jaguar stand über den Kupfern der Naturgeschichte. Gleicherweise stand Aristoteles, Thomas von Aquin, Bacon, Descartes über den schwarzen Sei-

ten, auf denen hinter einem fetten Anfangsbuchstaben die Deutungen des Universums höchst langweilig katalogisiert waren. Mit der Zeit hörte Marcial auf, sie zu studieren, und fühlte sich von einer schweren Last befreit. Sein Kopf wurde leicht und fröhlich, da er die Dinge nur noch instinktiv begriff... Ein Apfel, der vom Baum fällt, ist nur für die Zähne ein Anreiz. Ein Fuß in der Badewanne ist nichts als ein Fuß in der Badewanne. Am Tag, an dem er das Seminar verließ, vergaß er die Bücher.» (51f.)

Dennoch ist Carpentiers Erzählung keineswegs nur ein heiteres Kabinettstückchen schriftstellerischen Könnens. Auch Tragik hat ihren Raum, in aller Lakonie. Zwei Sätze braucht Carpentier für die Geburt Marcials, die dessen Mutter das Leben kostete: «Dann schloß er die Augen, die bloß nebelhafte Riesen wahrnahmen, und drang in einen warmen, feuchten, mit Dunkelheit erfüllten Körper ein, der starb. Als dieser Körper ihn an seiner Substanz hängen fühlte, glitt er ins Leben hinüber.» (57) Selbst hier erzählt Carpentier also weiter rückwärts, während Ilse Aichinger dies mit dem Tag der Geburt ihrer Protagonistin abbricht: «Du kommst zur Welt und schlägst die Augen auf und schließt sie wieder vor dem starken Licht. Das Licht wärmt dir die Glieder, du regst dich in der Sonne, du bist da du lebst.» (283) Mit dem Schlußsatz wissen wir Leser, daß in just diesem Moment, da das Leben evoziert wird, die junge Frau stirbt.

Zweimal ein Leben gegen den Strich erzählt – Ilse Aichinger und Alejo Carpentier suchen in ihren Geschichten nach anderen Möglichkeiten des Erzählens. Wiewohl die Erzählstimme der Aichinger geheimnisvoll bleibt, scheint ihre *Spiegelgeschichte* wohl stärker der Realität verhaftet. Wir verfolgen mit ihr ein Leben zurück und fragen uns spätestens bei der Begegnung der beiden Liebenden, ob dieses Leben nicht hätte anders verlaufen können, ja müssen, ob der tragische Tod der jungen Frau denn wirklich so zwingend war. Diese andere Möglichkeit deutet die Aichinger selbst auf der Inhaltsebene an: Denn dieses Mal verhält sich die junge Frau anders und klagt die Alte an, ihr Kind getötet zu haben. Der Spiegel gibt ihr die Kraft, das Rückgängigmachen der Tragödie zu fordern: «Mach mir mein Kind wieder lebendig!» (278)

Für Carpentier hingegen stellt sich die Frage nach dem Sinn des Todes nicht. Er will das Leben erzählen, nicht über den Tod nachdenken, auch daher seine Liebe zu den sinnlich wahrnehmbaren Details. Das Leben seines Helden läuft auch rückwärts völlig unverändert ab, kein Ausbruch, keine Anklage. Dennoch hat allein durch die andere Lesart dieses Leben eben doch eine gänzlich andere Logik. Typisch für lateinamerikanische Erzähler: der Gehalt dieser so skurrilen Erzählung läßt sich mit der Bezeichnung «magischer Realismus» durchaus verdeutlichen; d.h. kurz gesagt: magische Elemente werden unkommentiert so erzählt, als seien sie durchaus real und «normal». Wer García Márquez, Vargas Llosa, Fuentes, Carpentier und all die anderen lateinamerikanischen Autoren unseres Jahrhunderts kennt, weiß, daß dort Toten lange Haare wachsen, Menschen sich in Tiere verwandeln oder sich in die Luft erheben können. Wohl kaum ein lateinamerikanischer Leser dürfte sich daher in Carpentiers Kurzgeschichte wundern über die Magie des alten Schwarzen – ist es der Kutscher Melchior?! –, der in der Rahmenhandlung überhaupt erst bewirkt, daß die Zeit plötzlich rückwärts fließt. Die Bauarbeiter beschwerten sich am Ende darüber, daß das Haus schon verschwunden ist, verhalten sich also durchaus verblüffungsfest angesichts der surrealen Ereignisse. Und diese Verblüffungsfestigkeit erwartet lateinamerikanische Literatur auch von ihrem Publikum. Damit ausgerüstet kann der Leser sich darauf einlassen, daß Carpentiers «Reise zum Ursprung» zur Rückkehr ad uterum, ja zur kosmisch-magischen Vision überhaupt sich beschleunigt. Reizvoll, sich vorzustellen, wie die Aichinger und Carpentier sich über diese beiden so bedeutsamen kurzen Texte verständigt hätten, zumal auch Ilse Aichinger in ihren späteren Prosatexten wie auch schon im Roman «Die größere Hoffnung» den Boden realistischen Erzählens immer mehr verlassen hat...  
*Annegret Langenhorst, Baidt*

## ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

### Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich  
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83  
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,  
Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico  
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice  
Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting),  
Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

### Preise Jahresabonnement 2001:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 61.– / Studierende Fr. 45.–  
Deutschland: DM 78.–, Euro 40.– / Studierende DM 60.–,  
Euro 31.–  
Österreich: öS 550.–, Euro 40.– / Studierende öS 430.–, Euro 31.–  
Übrige Länder: sFr. 57.–, Euro 37.– zuzüglich Versandkosten  
Gönnerabonnement: Fr. 80.–, DM 100.–, öS 700.–, Euro 50.–

### Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8  
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)  
Konto Nr. 6290-700  
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,  
Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),  
Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.  
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die  
Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.